

## Vorbemerkung

Im Jahre 1992 wurde die Anregung an mich herangetragen, für die KollegInnen, die in der Schweiz und in Deutschland Einführungskurse zu „Lesen durch Schreiben“ moderierten, eine Art „Informationsbulletin“ einzurichten, um einen einheitlichen Informationsstand unter diesen ModeratorInnen zu ermöglichen.

Aus diesem geplanten „Bulletin“, zu dem es im ursprünglich gedachten Sinne nie kam, entwickelten sich mit der Zeit „Rundbriefe“, die inzwischen an alle KollegInnen verschickt werden, die bei mir ein Wochenseminar - meistens in Weimar - besucht haben.

Um den KollegInnen, die erst in den letzten Jahren ein Seminar besuchten, auch die früheren „Rundbriefe“ zur Verfügung zu stellen, werden nachstehend alle zur Verfügung gestellt.

Jürgen Reichen

Herbst 2007 (aktualisiert März 2009)

\*\*\*\*\*

## Brief 1

Jürgen Reichen  
Wielandplatz 10  
CH-4054 Basel/Schweiz

Basel, den 20. November 1992

Liebe Kolleginnen und Kollegen

„Lesen durch Schreiben“ findet immer mehr Anerkennung und eine stets grösser werdende Zahl von KollegInnen setzt sich inzwischen für den Leselehrgang ein. Diese Entwicklung freut mich natürlich, andererseits macht sie es mir aber zusehends schwerer, im Zusammenhang mit dem Leselehrgang zu wissen, was wo „läuft“. Da ich aber in meiner grossen Neugierde trotzdem „alles“ wissen möchte, was mit „Lesen durch Schreiben“ zusammenhängt, will ich nun endlich mit einem schon seit längerer Zeit geplanten Vorhaben ernst machen und versuchen, eine Art Informationsbulletin zusammenzustellen, das allen „Lesen durch Schreiben-Fans“ zugeht. In diesem Bulletin sollten nach meinen Vorstellungen folgende Informationen zu finden sein:

1. Adressen aller KollegInnen, welche „Lesen durch Schreiben“-Kurse moderieren und/oder als Auskunftspersonen z.V. stehen.
2. Veranstaltungskalender, wo man erfährt wann und wo Kurse, Seminare etc. zu „Lesen durch Schreiben“ stattfinden.
3. Interessante Vorkommnisse (z.B. wenn irgendwo das Fernsehen Aufnahmen machte oder jemand wieder einmal eine Kultusministerin über „Lesen durch Schreiben“ orientierte etc.)
4. Artikel, die über „Lesen durch Schreiben“ irgendwo erschienen.
5. Ideenbörse (der Lehrgang soll ja in den nächsten zwei Jahren überarbeitet werden, und da sind alle zur Mitarbeit eingeladen).
6. Überhaupt alles, was Leute, die sich mit „Lesen durch Schreiben“ beschäftigen, interessieren könnte.

Mein Wunsch:

Wer dieses Bulletin gerne bekommen würde, soll mir das bis spätestens 15. Dezember schriftlich mitteilen. Zugleich bitte ich darum, alles was von euch her gesehen ins Bulletin müsste, ebenfalls mitzuteilen, also wann eure Kurse wo stattfinden, was bei euch in Sachen „Lesen durch Schreiben“ so läuft, Artikel, die ihr gefunden habt usw. usw. Ich bin auch dankbar für Anregungen, wie ein solches Bulletin zu gestalten wäre. Zudem bitte ich um Mithilfe bei der Bereinigung des Adressatenkreises: In der Beilage findet sich ein Verzeichnis, das die Adressen all jener Leute enthält, die diesen Rundbrief bekommen haben. Ich wäre froh, wenn ihr mich auf Fehler in diesem Verzeichnis hinweisen könntet, oder die KollegInnen nennt, die vergessen wurden.

Ich hoffe, es gehe euch allen gut, privat und beruflich, und bin gespannt auf eure Beiträge.

Mit freundlichen Grüßen euer

Jürgen Reichen

\*\*\*\*\*

Brief 2

Jürgen Reichen  
Wielandplatz 10  
CH-4054 Basel/Schweiz

Basel, im November 1994

Liebe Kolleginnen und Kollegen

mit dem beigelegten „Pfiffix“ möchte ich mich - auch im Namen des Verlags Heinevetter - bei euch für die Unterstützung bedanken, die ihr unserer gemeinsamen Sache „Lesen durch Schreiben“ gewährt. Ich hoffe, dass ihr und eure Kinder an dieser kleinen „Denkschule“ Gefallen findet und Spass. Zugleich mit diesem kleinen Geschenk möchte ich euch in Absprache mit dem Verlag aber auch einen Vorschlag und zwei Bitten unterbreiten.

Ihr wisst, dass wir uns zwar ehrlich mühen, die Ideen von „Lesen durch Schreiben“ - also das Ideal eines auf Mündigkeit ausgerichteten, emanzipatorischen, offenen Unterrichts - unter die Leute zu bringen, dass wir Veranstaltungen durchführen, inserieren usw. und trotzdem kaum einen Fuss auf den Boden bringen. Natürlich kennen wir nicht alle Leute persönlich, die nach den Grundsätzen von „Lesen durch Schreiben“ arbeiten, aber der Verlag weiss sehr genau, wieviel Lehrgangsmaterial er verkauft und von daher können wir unseren Marktanteil berechnen: er liegt auf ganz Deutschland bezogen bei 0,5 %. Anders: von 200 Erstklässlern bekommen 199 eine Fibel und 1 (!) Kind lernt „Lesen durch Schreiben“. Uns ist dies, ehrlich gesagt, zuwenig, wir möchten das gerne ändern, nicht nur, weil wir Geld verdienen müssen wie andere Leute auch, sondern weil wir auch ehrlich davon überzeugt sind, dass dies auch für viele Kinder ein Gewinn wäre. Wir können das aber nur mit eurer Hilfe ändern:

Ihr kennt alle Werner Klopfer und damit eigentlich auch schon den ganzen Verlag Heinevetter. Heinevetter ist zwar bekannt wie andere Verlage, in Wirklichkeit aber sehr viel kleiner, ein Betrieb mit derzeit 4 MitarbeiterInnen:

Werner Klopfer, Verlagsleiter  
Anja Kopf, Bestellwesen  
Christa Dreysel, Buchhaltung  
Harald Betke, Lagerchef

Dieser kleine Verlag hat die Mittel nicht, um gegen die Giganten der Branche (Cornelsen, Klett, Schroedel, Westermann usw.) anzukommen. Hinzu kommt, dass inzwischen die ersten - schlechten - Nachahmungen von „Lesen durch Schreiben“ auf den Markt drängen (Verlag an der Ruhr). Vor allem aber belastet uns die Perfidie, mit der die Konkurrenz uns aus dem Geschäft drängen will. Die Strategie wird durch das Landesinstitut für Weiterbildung in Soest vorgebahnt und funktioniert wie folgt: Der Ansatz „Lesen durch Schreiben“ wird als wegweisend dargestellt, aber das zugehörige „Heinevetter-Material“ als unbrauchbar diffamiert. Wenn diese These in den Köpfen der Leute drin ist, werden Verlage wie Cornelsen u.ä. der Lehrerschaft hilfreich zur Seite stehen und ihnen dann das Material verkaufen, das wirklich zu „Lesen durch Schreiben“ gehört - und nicht dieser „Mist“, den Heinevetter anbietet.

Wir möchten gegen diese Entwicklung - die schon voll angelaufen ist - natürlich angehen, und dazu brauchen wir euch. Wir können nämlich die Sache unterbinden, wenn es uns in stärkerem Masse als bisher gelingt, Information und Vertrieb zu optimieren. Der Lehrmittelhandel hat wie jede Branche ihre eigenen Vertriebswege und -modalitäten und diese können von so einem kleinen Betrieb wie es Heinevetter ist, kaum genutzt werden. Ausser der „Grundschulzeitschrift“ verschweigen z.B. alle anderen Zeitschriften „Lesen durch Schreiben“, in der wissenschaftlichen Literatur wird die Sache totgeschwiegen, „Die Grundschule“ macht eine eigentliche Zensur: alles was über „Lesen durch Schreiben“ der Redaktion zugestellt wird, wird nicht gedruckt. Über das Fibelunwesen wird vorneherum kritisch geschnödet, hintenherum verdienen aber alle kräftig daran mit. Glaube doch keiner, dass dieses Fibelunwesen nicht längstens abgestellt wäre, wenn die zuständigen Leute das wirklich wollten. Wenn ihr euch umblickt, werdet ihr es doch selber unschwer feststellen können: Karriere machen die Pseudo-Progressiven, die, die modern tun, nicht die, die wirklich offen sind.

Was könnt ihr für uns tun? Ihr könnt uns beim Vertrieb unterstützen, weshalb wir folgenden Vorschlag hätten: Wir kennen uns und deshalb ist es möglich, dass ich hier beispielsweise feststelle: der SABEFIX ist eine gute Sache (und für das, was er bietet, ausgesprochen preisgünstig), aber er lässt sich nicht in zwei Sätzen erläutern - jedenfalls nicht der Lehrerschaft. Überall jedoch, wo sich die Leute die Zeit nehmen, sich eine Stunde mit dem Kasten auseinanderzusetzen, kaufen sie ihn auch - und nun kommt ihr ins Spiel und eure Kurse - wir möchten euch als Verkäufer „anheuern“. Dabei gibt es zwei Varianten, Variante „Kursrabbatt“ oder Variante „Provision“. Ich werde euch sofort erläutern, was es mit diesen Varianten auf sich hat, damit ihr es versteht, müssen zuvor allerdings einige Branchenhintergründe geklärt werden:

Im Gegensatz zu anderen Branchen gibt es im Buch- und Lehrmittelbereich keine freien Preise. Weil Bücher und Lehrmittel als wichtige Kulturgüter gelten und das Grundgesetz einheitliche Lebensbedingungen in ganz Deutschland postuliert - jedenfalls annäherungsweise - soll die Versorgung mit Büchern und Lehrmitteln auch im tiefsten bayrischen Wald möglich sein, so wie auch die Bundespost überallhin Briefe spedieren muss. Die Preise für Bücher sind daher festgesetzt. Ein bestimmtes Buch kostet überall in Deutschland, Grosstadt oder Dörfchen, Warenhaus oder Universitätsbuchhandlung den gleichen Preis. Und damit auch kleinere Buchhandlungen in kleineren Einzugsgebieten mit naturgemäss geringeren Umsatzmöglichkeiten existieren können, müssen die Buchhersteller dem Buchhandel einen bestimmten Rabatt einräumen. Diese Massnahme ist bekannt und in Gesetzen geregelt als „Preisbindung der zweiten Hand“ (was bedeutet: die zweite Hand im Geschäft, die Buchhandlung oder das Warenhaus, sind im Preis gebunden, dürfen ihn nicht unterbieten).

Nun ist es aber so, dass die Rechte an „Lesen durch Schreiben“ beim schweizerischen sabe Verlag sind, Heinevetter ist in Deutschland nur der Verkäufer. Der Vertrag, den ich abgeschlossen habe, ist ein Vertrag mit dem sabe Verlag. Und in diesem Vertrag gibt es nun eine

Klausel, auf die wir uns berufen können: wenn LehrerInnen Fortbildungskurse zu „Lesen durch Schreiben“ besuchen, dann können sie an diesen Kursen einen Rabatt erhalten. Gestützt auf diese Vertragsklausel wäre nun folgende Variante „Kursrabatt“ möglich: Ihr macht in euren Kursen - und auch sonst - Reklame für die „Lesen durch Schreiben“-Materialien (und die anderen Lehrmittel des Verlags Heinevetter, die ihr gut findet) und bietet den TeilnehmerInnen an, dass sie ihre Lehrgangsmaterialien bei Euch mit einem Rabatt bekommen können. Ihr selber bekommt für eure Mühe ebenfalls einen Rabatt. Für jeden von euch verkauften SABEFIX würdet ihr dann z.B. DM 4.— bekommen, - aus meiner Sicht nicht schlecht, wenn ich vergleiche, was ich derzeit bekomme: 38 Rappen.

Daneben wäre die Variante „Provision“ möglich. Für den Verlag wäre es die einfachere Lösung. Ihr macht Reklame und nehmt Bestellungen für das Material auf, die Kunden müssen aber den vorgeschriebenen Preis bezahlen, während ihr für eure Mühe eine angemessene Provision bekommt.

Bitte 1:

Wenn ihr euch entschliessen könntet, für uns als „Verkäufer“ tätig zu werden, indem ihr in euren Kursen „Aktiv-Reklame“ macht, nehmt bitte mit Werner Klopfer Kontakt auf, um mit ihm die Einzelheiten festzulegen. Selbstverständlich sollte das Ganze diskret über die Bühne gehen, auch wenn alles durchaus rechtens ist. Damit Werner zeitlich nicht überfordert wird, wäre es eine Erleichterung, ihr würdet ihm eure Bereitschaft zur Mitwirkung schriftlich bekanntgeben und er würde dann von sich aus den Kontakt mit euch aufnehmen.

Bitte 2:

Auch diese Bitte hängt mit 'Lesen durch Schreiben' zusammen. Ihr wisst, dass ich das Konzept und vorab seine theoretische Untermauerung in den letzten Jahren kontinuierlich vorantrieb, so dass mittlerweile eine Diskrepanz zwischen dem, was gedruckt im Handel erhältlich ist und dem, was ich als Konzept persönlich vor die Leute trage, besteht. Der Sabe Verlag hat sich deshalb bereit erklärt, eine vollständig überarbeitete Neuausgabe in Angriff zu nehmen.

Bei dieser Neuausgabe bin ich auf eure Mithilfe angewiesen und bitte deshalb darum, dass ihr mir eure Vorschläge, Ideen, Einwände, Kritiken usw., die ihr im Zusammenhang mit 'Lesen durch Schreiben' habt, zur Verfügung stellt. Jetzt ist die Chance da, ein wegweisendes Unterrichtskonzept zu entwickeln, das von der Fachwissenschaft, der Konkurrenz und der Öffentlichkeit nicht mehr so ohne weiteres ignoriert werden kann.

Ich hoffe, von möglichst vielen zu hören, danke allen für ihren Einsatz und grüsse ganz herzlich

Jürgen Reichen

PS:

Die meisten von euch werden wohl schon wissen, dass ich seit einiger Zeit mit dem Gedanken spielte, die Schweiz zu verlassen und mich in Deutschland anzusiedeln. Nach längerem Hin und Her ist das nun soweit: ab 1.1.95 werde ich festangestellter Mitarbeiter im „Institut für Lehrerfortbildung“ in Hamburg und werde nach Norddeutschland umziehen. Näheres werdet ihr z.g.Z. von mir hören.

## Brief 3

Jürgen Reichen  
 Bei der Mennokate 17  
 D-23843 Bad Oldesloe

Bad Oldesloe, 8. Februar 1995

Liebe Kolleginnen und Kollegen

wie ihr aus meiner neuen Adresse erschliessen könnt, haben wir - meine Frau und ich - es nun also tatsächlich gewagt, nach Norddeutschland umzuziehen und dort in einer ziemlich anderen Weise eine neue Lebensetappe in Angriff zu nehmen. Zu diesem „Ereignis“ wollte ich euch allen ursprünglich zum Jahreswechsel schreiben, aber die Umtriebe rings um den Umzug waren dann doch grösser, als erwartet. Und nun ist es inzwischen Februar geworden und wir sind schon 7 Wochen weg aus Basel (und der Schweiz) und leben in einer Stimmung, als seien wir nie dort gewesen. Gefühle sind wirklich etwas Eigentümliches und voller Überraschung. Angesichts des Umzugs dachte ich immer, es käme vielleicht zu Verlustreaktionen - aber nein, die Wurzeln nach Basel sind eindeutig gekappt, Basel (und die Schweiz) sind „irgendwie“ vorbei. Andererseits sind wir hier aber noch lange nicht angekommen und „daheim“ schon gar nicht. Im Haus, obwohl meiner Frau und ihrem Bruder gehö-  
 ned, sind immer noch Mieter wohnend, so dass wir uns vorderhand mit drei „Dachkammern“ (drei kleine Zimmerchen mit Abschrägungen) begnügen müssen. Dieses Provisorium macht nun langsam Fortschritte: wir haben inzwischen einen Kühlschrank, nachdem wir zuvor Butter und Rahm in einem Korb vor dem Fenster hängen hatten; wir haben jetzt richtiges Licht im Badezimmer, und benutzen die „Wanderlampe“, eine Stehlampe, die man auf dem Weg durch die „Wohnung“ - sprich Studentenbude - mitnimmt, wenn man Licht braucht, nur noch in den beiden „Salons“. Seit gestern haben wir Rollos an den Fenstern und jetzt kann die Nachbarschaft uns des abends nicht mehr in die Zimmer blicken; sogar Fernsehen haben wir und können immerhin drei Programme sehen - ARD, ZDF und NDR3. Beklagen können wir uns also nicht - es ist eben alles relativ.

Die Menschen sind alle sehr nett, auch in den Behörden. Besonders nett sind meine neuen ArbeitskollegInnen im „Institut für Lehrerfortbildung (IfL)“ in Hamburg. Es wird mir ein unglaublicher Goodwill entgegengebracht (der allerdings auch mit hohen Erwartungen an mich verknüpft ist). Das Ganze beunruhigt mich irgendwie. Noch mehr beunruhige ich mich freilich selber. Ich dachte doch, dass ich jetzt nach Norddeutschland gehe und dass ich dann dort angekommen meinem Leben eine neue Form geben könne - denkste. Alles ist so offen wie vorher und die ersten Zweifel, ob ich nicht doch einen Fehler gemacht habe, sind auch schon da.

Nun will ich aber hier nicht anfangen, meine Zweifel auszubreiten - unmittelbarer Anlass dieses Rundschreibens war, euch allen (wenngleich verspätet) ein erfolgreiches 1995 zu wünschen, meine neue Anschrift bekanntzugeben und euch über die „Lesen durch Schreiben“-Sommerseminare 95 zu informieren (denn ich gehe davon aus, dass ihr in euren Kursen auf diese Sommerseminare hinweist).

Wie wir uns in nächster Zeit hier in Bad Oldesloe einrichten werden und wie das mit der Arbeit sich ergeben wird, muss sich zeigen. Die Neu-Ausgabe von „Lesen durch Schreiben“ jedenfalls plane ich als „Jahrtausend“-Ereignis, d.h. dass wir erst aufs Jahr 2000 hin damit rechnen sollten. Mit einigem Aufwand arbeite ich derzeit am Sachunterricht, da werden dies Jahr einige weitere Hefte tatsächlich erscheinen (ich rede nur von denen, von denen ich mit Gewissheit weiss, dass sie inzwischen in der Druckerei liegen) und wahrscheinlich wird auch

- nachdem der Auftrag im Jahre 1980 erteilt wurde - im Herbst der „Mathematik-SABEFIX“ erscheinen, auch das Ding ist „in der Produktion“. Vielleicht wird eines Tages ja auch das schon mehrfach angekündigte, versprochene, in Aussicht gestellte „Lesen durch Schreiben“-Bulletin auf den Weg gebracht. Nachdem es in Bad Oldesloe keinen Schweizerischen Bankverein gibt, in dem Regina arbeiten könnte, habe ich nun eine tüchtige Privatsekretärin, die mir einiges abnehmen wird.

Ich wünsche allen ein erspriessliches 95, hoffe, dass wir uns gelegentlich mal wieder sehen irgendwo in diesem grossen, schönen Deutschland und grüsse ganz herzlich

Jürgen Reichen

\*\*\*\*\*

Brief 4

Jürgen Reichen  
Bei der Mennokate 17  
D-23843 Bad Oldesloe

Bad Oldesloe, September 1995

Liebe Kolleginnen und Kollegen

möglicherweise wisst ihr, wo der Sommer verblieb, ich weiss es nicht. Erstaunt stelle ich fest, dass Mitte September vorbei ist, dass das neue Schuljahr sich bereits wieder der Routine annähert, und dass die Arbeit, die sich auf meinem Schreibtisch türmt, nicht weniger sondern mehr wird - ich stecke in soviel neuen Projekten drin, dass ich zum ersten Mal in meinem Berufsleben in der Gefahr stehe, den Überblick zu verlieren.

Warum ich dieses erwähne? - ich brauche eine Entschuldigung, warum ich nicht schon früher schrieb, denn schliesslich war mehrfach schon ein „Lesen durch Schreiben“-Bulletin versprochen. Dieses Versprechen kann noch immer nicht eingelöst werden, aber den vorliegenden „Rundbrief“ habe ich geschafft und möchte euch Einiges aus meiner privaten und beruflichen Situation berichten.

Privat geht es mir ausgezeichnet und ich finde es unglaublich spannend, zwar nicht das Leben neu zu beginnen - das geht ja nicht - aber mit der bisherigen Biografie, die einem ja treu bleibt, sich in Neuland vorzuwagen. Hamburg ist eine faszinierende Stadt, und die Hamburger Schulsituation ist derzeit ausgesprochen lebhaft. Natürlich ist auch hier nicht alles Gold, und seit ich etwas hinter die Kulissen sehen konnte, stelle ich fest: es gibt auch hier ne Menge heisser Luft. Auch hier bestätigt sich, es kochen alle bloss mit Wasser (wobei aber immer noch ein Unterschied bleibt, ob Bocuse kocht oder McDonalds).

Regina und ich haben uns sehr gut eingelebt im Norden und die Erinnerung an die Schweiz verblasst, wenn auch das Interesse an den Ereignissen dort lebendig geblieben ist. Untereinander reden wir nur Schweizer Dialekt und das ist natürlich noch ein kleines Band an die alte Heimat, aber mittlerweile haben wir den „Oldesloe-Dreh“ herausbekommen und denken, dass es uns in den nächsten Jahren sehr, sehr gefallen wird, hier zu leben und zu arbeiten.

Die Mieterin, die mit ihren Kindern den grösseren Teil unseres Hauses bewohnt, ist zwar immer noch da und auch die „Müllhalde“, die sie stets von neuem aufhäuft, ist noch da - aber es zeichnet sich nun doch ein Ende dieser Verhältnisse ab und ich rechne definitiv damit,

dass wir im November das Haus übernehmen können. Regina Reichen schmiedet jedenfalls auf diesen Termin hin einige Umbau- und Renovierungspläne und ich bin gespannt, was daraus wird. Im Provisorium lebten wir mithin annähernd ein Jahr. Wir lebten wie in einer „kleinen Ferienwohnung“, und ich fühlte mich irgendwie auch so - in den Ferien. D.h.: es ist mir sehr wohl, aber zu Hause fühle ich mich noch nicht. Unsere Möbel, Bilder, vor allem aber die Bücher mussten wir ja missen, die sind immer noch in einem Lager der Umzugsfirma Fröde verstaut und geben uns durch ihr Fehlen die Chance einer Neubewertung. Man merkt dann, was man wirklich vermisst und worauf man offenbar gut verzichten kann. Und da zeigt sich, dass man effektiv nur ganz wenig wirklich braucht.

An die Schweiz denke ich kaum zurück, den indirekten Kontakt halten wir über Zeitschriften. Über „Weltwoche“, „Facts“, „Tagesanzeiger“ und „Schweizer Revue“ sind wir recht gut informiert, über den Sender 3 SAT und mit Hilfe eines Videorecorders nehmen wir täglich „10 vor 10“ auf (schauen es freilich nicht täglich) und an den kommenden eidgenössischen Wahlen beteiligen wir uns auch - Auslandsschweizer (komische Bezeichnung) sind ja auch im Ausland stimmberechtigt. Unsere Kinder sind regelmässig bei uns - die neue ICE-Verbindung reduziert die psychologische Distanz nach Basel ganz beträchtlich - und auch das Telefonieren ist kein Problem. Wir haben natürlich horrenden Telefon- und Bahnkosten, aber die Kontaktbrücke steht und unsere Kinder, die sich mit unserem Weggang sehr schwer taten, haben sich mittlerweile an die neuen Verhältnisse gewöhnt und obwohl der Weg von Basel nach Oldesloe recht weit ist, kommen sie oft und gern angereist. Umgekehrt klappt es nicht ganz. Ich bin soviel unterwegs, dass ich nicht auch noch öfter in die Schweiz fahren will.

Katja ist inzwischen Grundschullehrerin und hat unter dem Namen Reichen gelitten. Die Gemeinde Sulz, wo sie zwei Jahre lang nach „Lesen durch Schreiben“ und im Werkstattprinzip unterrichtete, hat sie zwar zum Ende des vergangenen Schuljahrs entlassen (für die deutschen KollegInnen zur Erinnerung: Schweizer LehrerInnen sind nicht Beamte, haben im Prinzip nur Zeitverträge, so dass man vertragsrechtlich gesehen leicht „ausgebootet“ werden kann) aber darin sehen wir eher den Beweis dafür, dass sie auf dem richtigen Weg ist. Natürlich war diese Situation für Katja einige Wochen lang belastend, solange, bis sie in Basel wieder eine neue Anstellung bekam. Und in Basel hat sie es nun recht gut. Hier will man neuerdings ausdrücklich „Lesen durch Schreiben“ und ich habe sogar etwas den Eindruck, dass die Basler Behörden nun etwas gut machen, was sie vor Jahren verbockt haben.

Beruflich geht es „turbulent“ zu. Ich bin häufig unterwegs und habe den Sommer damit zugebracht, Ferienseminare zu „Lesen durch Schreiben“ durchzuführen. Nun, da diese Seminare alle vorbei sind, stehe ich wieder ganz im Alltag. Obwohl alle neun Kurse, die ich dieses Jahr führte, interessant und „erfolgreich“ waren, habe ich mich aber offensichtlich übernommen und muss mich derzeit zurücknehmen. Meine Kräfte scheinen aufgebraucht, ich musste die „Notbremse“ ziehen und habe sämtliche Veranstaltungen, die für das Jahr 1995 noch vereinbart waren, abgesagt. Zudem überlege ich, im Jahr 1996 auf jegliche Seminare zu verzichten. Ich kann auf keinen Fall mehr so weitermachen wie bisher, es sei denn, ich würde auf das verzichten, was ich persönlich als meine „eigentliche Aufgabe“ betrachte: die Entwicklung von Unterrichtsmaterialien! Das braucht leider viel Zeit und Energie, und daher bleibt eigentlich für Veranstaltungen kein Raum mehr. Fazit: „Meine Idee“ von Schule muss nun ohne meine Person laufen lernen.

In Hamburg wird ab Sommer 96 ein neues Schulgesetz gelten, das u.a. durchgehend - nicht bloss versuchsweise - die volle Integration aller Kinder (also keine Sonderklassen mehr) und die „verlässliche Halbtagsgrundschule“, d.h. generelle Blockzeiten für alle Kinder von 8 - 13h bringen wird. Die Presse sprach in diesem Zusammenhang - zurecht - von einer Jahrhundertreform, die unglaubliche Chancen (wie auch Risiken) bietet: Wenn z.B. die

Erstklässler täglich 2 Stunden mehr in der Schule sind, erhebt sich natürlich die pädagogisch spannende Frage, was man mit ihnen in diesen zusätzlichen Stunden macht, denn das Gesetz sieht vor, dass da nicht „gepaukt“ werden darf - und diese Randbedingung ist auf jeden Fall eine Chance für unser Verständnis von Unterricht. Nur: da gibt es natürlich eine ganze Menge zu tun - nicht zuletzt für die Lehrerfortbildung.

Im „Institut für Lehrerfortbildung“, meinem eigentlichen neuen Arbeitsplatz, wurden ein paar Büroplätze verlegt und daher kann ich nun einen Jugendtraum von mir verwirklichen: die Einrichtung des „Café Comenius“, d.h. eine Art LehrerInnen-Treff, wo man in Zeitschriften blättern kann, einen Kaffee, Tee bekommt und sich mit KollegInnen austauschen kann.

Seit dem 16. August unterrichte ich in einer 1. Klasse in Hamburg, in der Schule „Altonaer-Str.“ direkt bei der S-Bahn-Station „Sternschanze“ - in einem sog. „sozialen Brennpunkt“. Ich soll hier mal zeigen „wie man es macht“, denn interessierte LehrerInnen können hospitieren - und das ist dann ein Teil meiner Fortbildungstätigkeit.

Die Arbeit mit diesen 26 Kindern ist unglaublich spannend für mich. Nachdem ich vor vier Jahren das letzte Mal selber Erstklässler hatte und die vergangenen zwei Jahre überhaupt nicht mehr unterrichtete, habe ich am 17. August meine Höhenflüge beendet und bin wieder auf dem Boden der Tatsachen gelandet. In den vergangenen vier Jahren hatte ich mich ja zunehmend von meinen eigenen Anfängen entfernt und versucht, in die Richtung einer „spirituellen“ Didaktik zu denken. Dabei wurde ich in meinen eigenen Gedanken zunehmend „esoterisch“ und glaubte, wenn man den Kindern nur tief in die Augen blickt und ihnen versichert, sie könnten schreiben, dann „tschak klick“ könnten sie es. Ich hatte für diese „Methode“ auch schon einen Namen: „platonische Spontanaktualisierung“ nannte ich es und war ganz sicher, dass das jetzt in meiner 1. Klasse so laufen würde - denkste! Die Kinder haben erhebliche Probleme, und zwar (ohne dass das nun schon eine abschliessende Beurteilung wäre) deutlich mehr als die Schweizer Kinder, die ich bisher kannte. Nun mache ich also deutsche Erfahrungen - und dann, nach diesen Erfahrungen, reden wir über die Neu-Ausgabe von „Lesen durch Schreiben“.

Ihr wisst ja, dass ich - stilgemäss - eine Neuausgabe von „Lesen durch Schreiben“ als Jahrtausendereignis plante, also aufs Jahr 2000 hin. Die Gruppe der „Lesen durch Schreiben“-Moderatorinnen des Regierungsbezirks Münster/NRW hat das bedauert und mir schon im Februar mitgeteilt, dass sie das zu spät fänden. Die Neuausgabe müsse früher kommen und die Münsteraner boten mir hierzu auch ihre Hilfe an. Ich werde auf dieses - und weitere ähnliche Angebote, so man mir welche macht - eingehen, trotzdem fürchte ich, wird es 2000 werden, bis ich soweit bin. Das hat zunächst damit zu tun, dass ich zuerst - ich wiederhole dieses ausdrücklich - eigene deutsche Erfahrungen im Unterricht machen wollte, bevor ich mich an eine Revision wage - und diese Bedingung ist dringend erforderlich; denn deutsche Kinder sind zwar gleich wie schweizerische Kinder, aber man kann mit ihnen, wie vordem schon erwähnt, nicht so arbeiten, wie in der Schweiz. Welche Unterschiede im einzelnen bestehen, weiss ich noch nicht, klar ist bis jetzt nur, dass sich deutsche Kinder, auch begabte, sehr viel schwerer tun mit dem Verschriften, als ich es aus der Schweiz kannte.

Der zweite Grund, warum das nicht schneller wird gehen können, hängt mit mir selber zusammen. Da ihr mich nur ein Stück weit kennt, wisst ihr nicht wie gross einerseits mein Ehrgeiz alles in allem ist, und wie wenig leistungsfähig ich andererseits bei Lichte betrachtet bin: ich bin nämlich nicht nur ein ausserordentlich langsamer Schaffer, sondern in mir wohnt auch ein behäbiger Kleinbürger, der die Arbeit gerne Arbeit sein lässt und lieber spazieren geht, 2 Stunden frühstückt mit Zeitungslektüre oder den Abend mit einem Tatort-Krimi oder einem Western dahingehen lässt. Dazu kommt, dass stets noch mehrere andere Projekte da sind, die mir auch wichtig scheinen. Zum vertieften Arbeiten braucht es zudem ein Stück innerer

Ruhe und das habe ich nicht immer, man hat ja nicht nur Stress sondern immer wieder auch mal Ärger. Gerade in der Stunde, da ich diesen Brief tippe, bin ich etwas aufgebracht, weil die „Welt am Sonntag“ einen recht perfiden Artikel gegen „Lesen durch Schreiben“ publizierte, unter dem Titel „Schulexperiment: Kinder lernen falsches Deutsch“ und dem Untertitel „Die grösste Scharlatanerie des Jahrhunderts“.

Ich weiss schon, dass man sowas nicht überwerten sollte und tue es auch nicht - lästig bleibt es doch. Das sind dann die Situationen, wo ich mich unglaublich müde fühle, weil man sich immer und immer wieder gegen die gleichen Vorurteile, Gedankenlosigkeiten, Dummheiten und Verleumdungen zur Wehr setzen muss und wo ich mich dann ernsthaft frage, ob ich nicht einfach Schluss mache mit allem, und am Institut für Lehrerfortbildung in Hamburg „eine ruhige Kugel“ schiebe. (Was mich in diesem ersten Deutschlandjahr u.a. verblüffte, ist nämlich die Erfahrung, welche ruhige Kugel einzelne Leute schieben können). Eine andere Möglichkeit des Ausweichens wäre natürlich, einen Rechtschreiblehrgang herauszubringen. Der unsachlichen Kritik, wir würden uns nicht um Orthografie kümmern, wäre der Boden entzogen und ich könnte erst noch Geld damit verdienen. Der Konkurrenz wäre das vermutlich sehr recht, so würde sie ihr Geschäft weiterhin machen können - was eben nicht mehr geht, wenn sich die Einsicht herumspricht, dass Rechtschreibung in emanzipatorischer Betrachtung effektiv nicht wichtig ist und sich im Übrigen „selbstgesteuert“ einstellt, wenn man nur weniger Wind darum machte.

Nun, ich denke, wenn ihr mich weiterhin unterstützt, und wenn ihr mir weiterhin helft, dann werde ich mich wieder berappeln und weiter arbeiten. Die Nachfrage nach „Lesen durch Schreiben“ ist ja unverändert gross und aus dem Grunde werde ich zu meiner Entlastung im März 96 wiederum einen Kurs zur Ausbildung von ModeratorInnen durchführen. Dieser Kurs wird organisiert vom Staatlichen Institut für Lehrerfortbildung (SIL) in Rheinlandpfalz und wird vom 13. - 15. März 1996 in Speyer durchgeführt. Er steht in erster Linie für KollegInnen aus Rheinland-Pfalz und dem Saarland offen, wie immer habe ich aber das Recht, eine eigene Gruppe Interessierter mitzubringen. Wer also an diesem Ausbildungskurs teilnehmen möchte, möge sich mit mir in Verbindung setzen.

Dagmar Tischer und Michael Dietrich, die in Neuss unterrichten, haben im Klett-Verlag eine „Gruselwerkstatt“ herausgebracht; Ursula Hänggi aus Schaffhausen bereitet eine Publikation für den Verlag an der Ruhr vor. Ich finde das echt gut und Dagmar und Michael habe ich für ihre Arbeit auch schon beglückwünscht (die von Ursula Hänggi kenne ich noch nicht), allen dreien habe ich aber zu bedenken gegeben, dass auch die Verlage Sabe Zürich bzw. Heinevetter Hamburg an guten Manuskripten/Ideen interessiert sind. Natürlich ist Klett viel grösser als Sabe oder gar Heinevetter und vielleicht bietet er auch interessantere Konditionen, doch denke ich, es gehe bei solchen Dingen nicht nur um Geld. Ich bin natürlich in dieser Frage nicht „neutral“, denn damals, vor Jahren, als ich bei Klett „Lesen durch Schreiben“ herausbringen wollte, hat man mir die kalte Schulter gezeigt und seither gehöre ich nicht unbedingt zu den Freunden des Klett-Verlags; und was den Verlag an der Ruhr betrifft: das sind ja die ersten gewesen, die eine (zu allem Ärger noch schlechte) Nachahmung von „Lesen durch Schreiben“ produzierten - also auch nicht meine Freunde. (Im Übrigen: Inzwischen verlegt auch AOL einen „Erstleselehrgang“ der unter dem Motto „Lesen durch Schreiben“ beworben wird - es wird zunehmend ärgerlicher.) Heinevetter und Sabe sind kleine Verlage, die sich gegen die grossen Verlage nur durchsetzen können, wenn sie besser sind als die grossen. Mit anderen Worten: sie brauchen gute Lernmaterialien, und von denen gibt es immer noch zu wenig. Also - wer von Euch eine gute Sache hat, denke doch bitte an Sabe bzw. Heinevetter. Ich für meinen Teil werde Sabe und Heinevetter treu bleiben, denn sie haben sich für „Lesen durch Schreiben“ eingesetzt, als das noch nicht attraktiv war. Beispiel gefällig? Klett, das habe ich schon erwähnt wollte „Lesen durch Schreiben“ nicht. Begründung: Braucht zuviel

Aufklärungsarbeit bei der Lehrerschaft - und das ist nicht rentabel. Auch Diesterweg wollte mich nicht. Diesterweg kam ursprünglich in Frage, weil Diesterweg früher, so wie Sabe, zum Hause Sauerländer/Aarau gehörte. Sowas sei nicht ihr „Stil“ meinten die Diesterwegs. Als aber „Lesen durch Schreiben“ mit der Zeit didaktische Akzeptanz bekam, da wollten sie den Lehrgang dann und verlangten von Sabe, dass man Heinevetter die deutsche Auslieferung entziehe. Wirtschaftlich wäre das für mich womöglich interessant gewesen, denn Diesterweg hat Werbemöglichkeiten die Heinevetter einfach nicht hat und hätte vielleicht dem Konzept zu einer stärkeren Verbreitung verholfen, aber menschlich war das inakzeptabel und ich bestand darauf, dass Heinevetter der deutsche Partner bleibt.

Also: ziert euch nicht, sondern stellt zur Verfügung, was ihr habt. Es muss nicht druckreif sein, für die Druckreife sorgen die Verlage schon. Macht es wie Astrid und Robert Reinhardt aus Bornheim. Die beiden wollen versuchen, für die Sachunterrichtsreihe „Mensch und Umwelt“ das Heft „Luft ist nicht nichts“ anzugehen und ich traue den beiden zu, dass sie das schaffen. Wir sprachen bereits kurz über das Projekt und beide wissen, es ist ne Menge Arbeit und reich wird man davon absolut nicht. Aber man kann dabei viel lernen und erfährt eine schöne Befriedigung, wenn es gelingt.

Damit eine entsprechende Entwicklung etwas Schub erhält, möchte ich eine Sache, die in der Schweiz recht erfolgreich ist, auch für Deutschland anregen: die Einrichtung von „Werkstatt-Börsen“. Eine „Werkstatt-Börse“ ist eine Einrichtung, in der interessierte LehrerInnen Unterrichts-Werkstätten - kommerziell verlegte und noch nicht publizierte - kennenlernen und u.U. für den Gebrauch in der eigenen Klasse bekommen können. Die Regel ist dabei die: kommerziell verlegte Werkstätten können gekauft werden, nicht publizierte Werkstätten dürfen hingegen nur diejenigen zum Gebrauch in der eigenen Klasse kopieren, die der „Werkstatt-Börse“ ihrerseits eine Unterrichtswerkstatt zur Verfügung stellen. Solche „Werkstatt-Börsen“ werden demnächst für Sachsen bzw. Stuttgart bzw. Köln eröffnet, nach einem Konzept, das mit mir erarbeitet wurde. Ich werde diese „Werkstatt-Börsen“ dadurch unterstützen, dass ich ihnen alle Werkstätten, die es von mir gibt, zur Verfügung stelle - und natürlich alles auch zu Gesicht bekomme, was in Sachsen, Stuttgart, Köln anfällt. Aus allen Arbeiten wird danach das Gelungene (natürlich nur, wenn die AutorInnen einverstanden sind) druckreif gemacht und publiziert.

Wer sich für das Konzept interessiert und in seiner Region so eine „Werkstatt-Börse“ eröffnen will, möchte sich bitte bei mir melden. Mir scheint, es wäre wichtig, wenn wir zunehmend zu einer Vernetzung kämen, denn langsam werden „unsere Gegner“ sehr aktiv. Die Situation bezüglich der Verlagskonkurrenz hat sich ja nicht geändert. Wir konnten den Marktanteil dieses Jahr zwar steigern und während ich euch im Piffix-Brief noch schrieb, dass unser Marktanteil bei 0,5 % liege, so liegt er jetzt bei 0,75 % - doch ist mir das halt immer noch zu wenig. Gegen die Konkurrenz mit ihren enormen Werbemitteln und ihren guten Beziehungen zu den Behörden haben wir nur eine Chance, wenn Idealisten wie ihr uns unterstützen. Deshalb noch einmal die Bitte um Mithilfe: durch Moderation von Fortbildungsmassnahmen für „Lesen durch Schreiben“ und Beihilfe bei der Entwicklung neuer Materialien. (Wer etwa eine andere Art von SABEFIX zu kreieren wüsste - nur zu, nur zu!)

Sonst gibt es nicht viel Neues. Die Filme „Lob des Fehlers“ können inzwischen gekauft werden und d.h.: Landesbildstellen, Schulämter u.ä. Einrichtungen dürfen sie ausleihen und man kann sie, ohne dass man Urheberrechtsansprüche verletzt, in Lehrerfortbildungsveranstaltungen oder an Elternabenden zeigen.

(Bestelladresse: Pädagogische Beiträge Verlag, Rothenbaumchaussee 11, 20148 Hamburg, Tel. (040) 45 45 95 / Fax (040) 4 10 85 64)

Des weiteren wird demnächst der MATHEFIX erscheinen. Seit über 10 Jahren ist ja schon die Rede davon, dass der SABEFIX ein mathematisches Geschwisterchen bekommen soll und dieser MATHEFIX evtl. MATHEMATIX ist nun wirklich auf gutem Wege. Werner Klopfer hat in den Sommerseminarien eine Art Subskriptions-Angebot gemacht. Wer bis zum 15. Dezember 1995 den MATHEFIX definitiv bestellt, bekommt ihn zum Einführungspreis von DM 49.— (inkl. Mehrwertsteuer), während der Kasten nachher regulär auf DM 69.— zu stehen kommt (von wegen farbiger Plättchen und Einlageseiten). Werner Klopfer geht davon aus, dass dieser Lerntainer noch 1995 erscheinen wird.

Ich wünsche allen - beruflich wie privat - eine gute Zeit und grüsse euch ganz herzlich  
Jürgen Reichen

\*\*\*\*\*

Brief 5

Jürgen Reichen  
Bei der Mennokate 17  
D-23843 Bad Oldesloe

Bad Oldesloe, Juli 1996

Liebe Kolleginnen und Kollegen,  
nachdem ich letztes Jahr angefangen habe, „Rundbriefe“ zu verschicken, fühle ich mich irgendwie verpflichtet, das auch weiterhin zu tun, obwohl ich eigentlich nicht abschätzen kann, ob das überhaupt sinnvoll ist. Wenn ich nämlich an den letzten Rundbrief denke und die Resonanz, die ich daraufhin bekam, bin ich eher enttäuscht: die Resonanz war nahezu Null. Nun weiss ich selbstverständlich nicht, interessiert euch nicht, was ich schreibe oder denkt ihr alle, ich sei so furchtbar mit Arbeit überlastet, dass man mich in Ruhe lassen sollte ...? Wie gesagt, ich weiss es nicht und ich war enttäuscht. Selbstverständlich habe ich Arbeit mehr als genug und mit allen Leuten, die ich kenne und mag auch noch eine ausgedehnte Korrespondenz zu führen liegt nicht drin. Deshalb greife ich ja auch zum Mittel dieser halbpersönlichen Rundbriefe, welche die Empfänger, also ihr, nicht beantworten sollen. Andererseits habe ich euch verschiedene Wünsche unterbreitet - und da hatte ich durchaus Reaktionen erwartet, aber auch in dieser Hinsicht tat sich nichts: niemand meldete sich von sich aus für den ModeratorInnen-Kurs in Waldfishbach; lediglich Anna Antoni anerkant sich, eine Werkstattbörse einzurichten; niemand schickte uns Manuskripte eigener Unterrichtsvorschläge, die sabe/Heinevetter evtl. verlegen könnten - ausgenommen Dagmar Tischer und Michael Dietrich, die bei Klett eine Grusel-Werkstatt herausbrachten und nun eine schöne Sache über Achim Brögers „Pizza und Oskar“ entwickelten; niemand meldete sich, um bei der Neu-Ausgabe von „Lesen durch Schreiben“ mitzudenken - ausser den KollegInnen in Münster/Westf. und - was natürlich naheliegend ist - den Hamburgern.

Da ihr nun aber trotzdem den vorliegenden Rundbrief in Händen habt, seht ihr: so schnell gibt ein Reichen nicht auf und so versuche ich denn, euch über die wichtigsten Dinge rings um „Lesen durch Schreiben“, die sich seit dem letzten Rundbrief ereigneten, in Kenntnis zu setzen und euch erneut mit Wünschen anzugehen.

Unsere Wohnsituation ist mittlerweile geklärt, wir haben inzwischen das ganze Haus bezogen und können es so einrichten, wie wir möchten. Selbstverständlich haben wir beim Renovieren die üblichen Erfahrungen mit Handwerkern gemacht, ausser der Küche gibt es nachwievor keinen einzigen Raum im Haus, der wirklich fertig wäre, es fehlen Lampen, einzelne

Möbel, Spiegel sind falsch montiert und Türrahmen nicht gestrichen, Bilder stehen noch umher und Bücher sind bloss in den Regalen gestapelt aber nicht einsortiert - aber wir fühlen uns trotzdem wohl und haben uns ein gut Stück akklimatisiert. Von der Schweiz war ich gewohnt, dass in der Umgangssprache eine Menge französischer Lehnworte kursieren, in Hamburg gibt es das nicht, mit einer bezeichnenden Ausnahme: „peu à peu“ ist dem Hamburger sehr geläufig - und uns inzwischen auch.

Persönlich geht es mir im Augenblick nicht schlecht (was immer das auch heissen mag). Ich scheine gesund zu sein und fühle mich auch einigermaßen „fit“. Womit ich regelmässig zu kämpfen habe, und in letzter Zeit verstärkt, sind starke Stimmungsschwankungen. Wer mich näher kennt weiss, dass ich emotional ziemlich unausgeglichen bin und keineswegs so ruhig und gelassen, wie ich bei Vorträgen oder in Seminarien scheine. Öffentlich ist das kein Thema, aber zu Hause muss meine Frau diesbezüglich einiges ausbaden. Dieser Rundbrief wäre ja eigentlich im Mai fällig gewesen, aber damals hatte ich keine Kraft und keine Ruhe, weil ich in einen absoluten Abwehrkampf mit einer „grossen schwarzen Wolke“ verwickelt war. Ich war aus meiner Bahn geworfen und fiel in ein besonders tiefes Loch, aus dem ich mich erst langsam wieder hochrapple. Offen gestanden weiss ich nicht, was aus mir geworden wäre und wie ich meine damaligen schlaflosen Nächte überstanden hätte, wenn der liebe Gott nicht eine Nachtigall in unseren Garten abgeordnet hätte, die mit ihrem wirklich lieblichen Gesang meine düsteren und verzweifelten Gedanken etwas nieder hielt. Inzwischen singt die Nachtigall nicht mehr, ich habe wieder Kraft für Rundbriefe und damit seien der persönlichen Dinge genug gesagt.

Im „Institut für Lehrerfortbildung“ lerne ich Geduld. Das „Café Comenius“ ist noch nicht eingerichtet und auch meine Situation als Fortbildner befriedigt mich noch nicht recht. Ein Jahr lang hatte ich jeden Montag von 14 - 16 h „Sprech- und Beratungsstunde“ - kein einziges Mal war irgendjemand gekommen. Mein „Einstand“, den ich zur Schulanfangstagung im August 95 geben wollte, war ein totaler Flop. Ich hatte eine aus meiner Sicht ganz grossartige Tagung geplant gehabt, für etwa 400 bis 600 TeilnehmerInnen - gekommen waren 34 und am Schlussplenum nahmen sage und schreibe 3 (in Worten: drei) teil. Vor einem Jahr war ich deswegen ziemlich geknickt und habe im letzten Rundbrief von diesem Misserfolg auch nichts verlauten lassen. Nun bin ich drüber hinweg, denn dieses Jahr war es anders. Fast scheint es, als ob die meisten Hamburger nicht wussten, dass ich im IFL arbeite, aber nun spricht es sich rum, und nun werde ich auch angefragt.

Mein erstes hamburgisches Schuljahr habe ich hinter mir - und dieses war in vielerlei Hinsichten ausserordentlich aufschlussreich. Ich habe unglaublich viel gelernt, über das hamburgische Schulwesen, über Kinder, LehrerInnen, Eltern - und hauptsächlich über mich und denke eigentlich, dass eine Art von Report über dieses Jahr spannend sein könnte für viele, aber da ich, wie ihr alle wisst, eher ein Erzähler denn ein Schreiber bin, wird daraus wohl nichts - es sei denn, irgendjemand würde sich opfern und als Schreibhilfe einspringen. Dann könnte ich in einer kleinen Runde die Erlebnisse dieses Jahrs erzählen, man würde die Erzählung auf Tonband aufnehmen, dieses dann abschreiben, den Text anschliessend redigieren und zuletzt öffentlich machen. Das hört sich einfach an, ist es aber nicht, denn Tonbänder abzuschreiben ist eine aussergewöhnlich mühselige Angelegenheit und pro Zeile 50 Pfennig Schreibhonorar zu zahlen, wie es kommerzielle Schreibstuben verlangen, liegt nicht drin.

Damit aber eure Neugierde ein wenig gestillt werden kann: das Jahr war alles in allem aus meiner Sicht sehr erfolgreich und die Kinder lernten alle schreiben und lesen, zwar nicht so schnell, wie die Schweizerkinder in Möhlin, aber durchaus lehrplangemäss. Inzwischen habe ich die Klasse abgegeben, denn Hamburg hat mich ja nicht als Lehrer eingestellt, sondern als Lehrer-Fortbildner. In der Schule durfte ich nur sein, weil ich schliesslich die hamburgischen

Verhältnisse kennen muss, will ich eine erfolgreiche Fortbildung anbieten. Dieser Gedanke hat noch immer Gültigkeit und weil Hamburg eine sehr grosse Stadt mit einer ausserordentlich unterschiedlichen Schullandschaft ist, werde ich meine hamburgische „Lehrlingszeit“ im kommenden Jahr an einer anderen Schule fortsetzen: nicht mehr 24 Wochenstunden, sondern nur noch 14, nicht an einer grossen Schule, sondern an einer ganz kleinen, nicht in einem sozialen Brennpunkt, sondern in einem mittelständischen Einzugsgebiet, nicht in einer ersten Klasse, sondern in einer vierten. „Lesen durch Schreiben“ deckt ja nicht die ganze Grundschulzeit ab, „Lesen durch Schreiben“ bestimmt lediglich das erste Schuljahr, daneben gibt es aber bekanntlich noch drei weitere Schuljahre und auch in denen muss ein emanzipierender Unterricht erteilt werden - und auch hier bleibt noch eine Menge Arbeit zu tun. Daher wollen zwei Kolleginnen und ich gemeinsam zwei vierte Klassen betreuen und versuchen, meine Ideen eines offenen und trotzdem systematischen Sachunterrichts praktisch umzusetzen. Weil alle drei Lehrpersonen in beiden Klassen unterrichten, können wir parallel und klassenübergreifend arbeiten und weil auch der Schulleiter „zu allen Schandtaten bereit“ ist, denke ich, wird auch das kommende Schuljahr für mich ein abenteuerliches.

Dass ich mich in der Schule nächstes Jahr vorab mit Sachunterricht befasse, hat durchaus Sinn - auch im Hinblick auf „Lesen durch Schreiben“; denn damit der Leselehrgang in der Schule definitiv verankert wird, müssen wir zunehmend auch die „Fortsetzung“ ins Auge fassen und mein Konzept eines projekt- bzw. werkstattartigen Sachunterrichts ausbauen. Einer der Wünsche, die ich an euch habe, und die ich im Beginn des Briefes angekündigt habe, hat damit zu tun:

Ich bin nämlich auf der Suche nach KollegInnen, die bereit wären, sich an der Entwicklung entsprechender sachunterrichtlicher Lernangebote zu beteiligen, vorallem durch Erprobung einzelner Unterrichtsvorschläge, damit diese vor einer allfälligen Drucklegung praxisorientiert überarbeitet werden können. Für mich ist nämlich klar, dass ein Autor nicht im „luftleeren Raum“ operieren kann und dass ein Entwicklungsniveau, das nur „am Schreibtisch“ entstand, ungenügend bleibt. Wer also das eine oder andere aus meiner „Lehrmittel-Küche“ brauchbar findet und daran interessiert wäre, dass auch weiterhin das eine oder andere aus dieser Küche käme, soll mir helfen und sich an Erprobungen beteiligen.

Von den Erprobern wünsche ich mir eine Haltung didaktischer Neugierde und kritischer Beobachtungsfähigkeit, eine begrenzte Risikobereitschaft und den Mut, die Spur eingefahrener Geleise zu verlassen und sich in unterrichtliches Neuland zu begeben. Leider lässt sich nicht verhehlen, dass dies mit Mehrarbeit verbunden ist. Was ich konkret erwarte, lässt sich dem beigelegten Hinweisblatt entnehmen.

Eigentümlicherweise stehe ich dauernd unter dem Eindruck, an Ort zu treten, in der Arbeit nicht richtig voranzukommen, stets allen Verpflichtungen immer erst im letzten Augenblick zu genügen und niemals das zu erreichen, was ich mir vorgenommen habe. Aber da ich ja eigentlich immer nur am arbeiten bin, wird mit der Zeit dann doch das eine oder andere fertig. Mittlerweile ist die erste Diskette mit Lernspielen erhältlich, aus der Reihe „Bausteine zum Sachunterricht“ sind die Hefte „Auf dem Birkenhof“ sowie „Kroki, Plan und Karte“ erschienen und fünfzehn (!) Jahre nach dem Start ist nun tatsächlich auch der „Mathematix“ fertig - als Beleg für die Richtigkeit einer alten Volksweisheit: Gut Ding will Weile haben! Mich beschäftigen freilich die Dinge, die fertig sind, nicht mehr, ich arbeite konzentriert an neuen „didaktischen Gross-Sensationen“, d.h. an „Cubumino“, „Little genius“, „Lesen extra“, verschiedenen Unterrichtsvorschlägen zum Sach- und zum Sprachunterricht und „last, but not least“ an „Lesen durch Schreiben“.

Der Leselehrgang ist mittlerweile weitherum bekannt und didaktisch allgemein akzeptiert. Damit ist der Zeitpunkt gekommen, da die Methode für die grossen Lehrmittelverlage interes-

sant wird - und tatsächlich sieht es so aus, als ob derzeit alle Grossen (Klett, Westermann, CVK und Schroedel) die Publikation von „Lesen durch Schreiben“-Varianten vorbereiten - natürlich alle gekoppelt mit Fibel und mein Konzept verwässernd. Bei Schroedel - das weiss ich verbürgt - bereitet Jens Hinrichs, der Hauptautor der „Bunten Fibel“ (das ist die Fibel mit „Fu“ und „Fara“) die Herausgabe eines Leselehrgangs auf der Grundlage von „Lesen durch Schreiben“ vor. Der Schroedel-Verlag hat mich sogar eingeladen, als Co-Autor von Hinrichs an der Sache mitzuwirken. Natürlich kam das für mich nie in Betracht, denn ich hätte der Kastration von „Lesen durch Schreiben“ zustimmen müssen, indem ich einen „Mix“ akzeptiere: „Lesen durch Schreiben“ gekoppelt mit Fibel, Werkstattunterricht verbunden mit Frontalarbeit - angeblich, damit die Lehrerschaft volle methodische Freiheit des Vorgehens hat und damit auch schwache Schüler, die von „Reichen pur“ überfordert wären, „garantiert“ lesen lernen.

Nun wisst ihr so gut wie ich, dass das vorgeschobene Argumente sind, in Wirklichkeit geht es ums Geschäft, das mit meinem offenen Ansatz nicht möglich ist, denn mein Ansatz braucht nicht soviel Unterrichtsmaterial wie die grossen Verlage gerne verkaufen möchten; und zum andern geht es drum, dass sich nicht zuviel Emanzipation einstellt. Ich will hier diesen Fragen nicht weiter nachgehen. Für mich ist entscheidend, dass ich der Verführung, meinen guten Namen zu verkaufen, nicht erlegen bin. Wenn Schroedel hätte einen „Mix“ mit meinem Namen unter die Leute bringen können, dann wäre das Geschäft gelaufen und finanziell wäre das natürlich auch für mich nicht schlecht gewesen - bei Heinevetter habe ich (in Deutschland) einen Marktanteil von 0,75 Prozent, bei Schroedel könnte man mit 25-30 Prozent rechnen. Da wäre es um eine grosse Menge Geld gegangen - siebenstellig! Zum Glück lockt mich Geld nicht so stark wie andere Leute, ich gehöre eher zu den Brüdern Karamasow, denen Dostojewski nachrühmte „Wir begehren keine Millionen, nur Antworten auf unsere Fragen.“

Trotzdem finde ich das Ganze irgendwie ungerecht. Zwar war ich innerlich seit Jahren darauf vorbereitet, dass der Tag kommen wird, an dem die Grossverlage mit „Lesen durch Schreiben“-Varianten in Erscheinung treten würden, aber nun, da es soweit ist, macht mir die Situation zu schaffen, denn mit grösster Wahrscheinlichkeit wird nun mein Material in der Konkurrenz dieser Grossen untergehen. Das Geschäft werden die anderen machen, die, die die Verbreitung von „Lesen durch Schreiben“ bisher zu verhindern suchten. Jahrelang tingelte ich mit Werner Klopfer durch Deutschland und habe unermüdlich Aufklärungsarbeit geleistet, von den grossen Verlagen heimlich beobachtet und gleichzeitig totgeschwiegen. Und nun, da wir die generelle Bekanntheit für das Konzept und die didaktische Anerkennung haben, kommen sie mit ihrer Marktmacht, stehlen uns das Konzept als sei dies die selbstverständlichste Sache der Welt, und drücken es in die Schulen. Dass wir damit rechnen mussten, am Schluss finanziell leer auszugehen, ahnten wir irgendwie, wie schon gesagt, wir waren in gewisser Weise darauf vorbereitet. Doch war ich nur gewappnet, mich damit abzufinden, dass die Konkurrenz dank unserer Vorarbeit das grosse Geld verdienen wird (und damit hätte ich leben können, zumal das ja immer schon so war, die waren es immer schon, die das grosse Geld verdienten). Womit ich blauäugig nicht gerechnet hatte war, dass man gleichzeitig mein eigentliches Anliegen - selbstgesteuertes Lernen - verwässert. Das ist es, was weh tut - und mich auch wütend macht. Denn das eigentlich Schlimme an der Fibel ist ja, dass sie den Kindern das eigene Lernen stiehlt! Nachdem die Kinder selbstgesteuert in den Familien und nicht in einem „didaktischen Zirkus mit erst noch schlechtem Programm“ die Sprechsprache lernten, ist jetzt Schluss mit dem eigenen Lernen. Jetzt wird über das Kind die schulische Fremdherrschaft errichtet und die Kinder müssen sich fortan nicht nur der Familie, sondern auch der Gesellschaft und dem Staat unterwerfen. Der Zweck der Fibel ist ja letztlich keineswegs, dass Kinder lesen lernen. Die Fibelmethode wurde ja im Mittelalter eher mit dem Hintergedanken entwickelt, wenn immer möglichst viele Lernende scheitern zu lassen, damit das Privileg des Lesens und Schreibens nach wie vor als Herrschaftsinstrument für Adel und

Klerus reserviert blieb. Das wirkliche Ziel der Fibel ist die abschliessende Fremdbestimmung der Kinder (die finanziellen Interessen sind nur vordergründig, Geld könnten die Verlage auch andersrum verdienen).

Zum Glück bin ich letztlich ein unverbesserlicher Optimist, und darum habe ich zusammen mit den Verlegern sabé/Zürich bzw. Heinevetter/Hamburg beschlossen, die Herausforderung der Grossverlage anzunehmen und zu versuchen, ihnen Paroli zu bieten. Mit eurer Mithilfe scheint es mir möglich!

Freilich gibt es da ein paar prinzipielle Probleme. Nachdem ich so lange mit einer Neuauflage zugewartet habe, ist es nun mit eher kosmetischen Anpassungen nicht mehr getan, die Leute erwarten jetzt etwas deutlich anderes. Aber was? In den letzten Monaten habe ich immer wieder mit KollegInnen entsprechende Fragen erörtert und musste immer wieder erfahren, dass die Meinungen breit streuen. Praktisch zu jedem Aspekt von „Lesen durch Schreiben“ gibt es entgegengesetzte Auffassungen. Immerhin - das praktische Konzept steht, jedenfalls in der Idee. Es wird gewiss ein brauchbares und interessantes Lernangebot werden, mit dem LehrerInnen ihren Schülern einen kindgemässen, bildenden und bereichernden - auch die LehrerInnen selbst bereichernden - Unterricht gestalten können. Was bei mir aussteht, ist die theoretische Begründung: ich möchte wirklich eine „Theorie des Klick“ formulieren, wobei man das natürlich so nicht nennen kann. Zwar hat sich mein Versuch, in die Richtung einer „spirituellen“ Didaktik zu denken, in meiner hamburgischen Klasse am „Realitätswiderstand“ aufgegeben, was bedeutet, der „Klick“ hat nur bei meinem Schüler Chris H. funktioniert, trotzdem hat sich bei mir der Glaube hartnäckig festgesetzt, dass Lesen und Schreiben durch „platonische Spontanaktualisierung“ zum Können werden. Dabei ist mir weniger die theoretische Begründung das Problem, das Problem ist mir der Nachweis, dass bzw. wie unsere curricularen Mischformen bzw. die ausserschulischen Dritteinflüsse den „Klick“ verhindern. Dass bei meinen hamburgischen Kindern der „Klick“ nicht funktionierte, hat meiner Meinung nach mit solchen Dritteinflüssen zu tun - wenn meine Julia täglich von ihrer Mutter mit einer Fibel traktiert wird, dann kann es nicht zum Klick kommen. Es ist unstrittig, dass es verschiedene Wege zum Ziel gibt, unstrittig ist aber auch, dass man auf den verschiedenen Wegen unterwegs auch verschiedene Erfahrungen macht. Wer aus Deutschland über Schaffhausen nach Zürich reist, wird Olten nicht zu Gesicht bekommen, das ist nur für diejenigen möglich, die via Basel nach Zürich fahren.

So bin ich ständig auf der Suche, auch wenn sich meine Gedanken in weiten Teilen erst in Gefilden des Ahnens bewegen. Zwar habe ich klar das Gefühl, dass die Richtung meines Denkens stimmt und dass ich eigentlich nur noch etwas mehr Mut entwickeln muss, um die Sache anzugehen, aber dieser Mut fehlt mir noch. Michael Endes Geschichte „Der Fluch der Kröte“ hat es mir angetan, die Geschichte hat Wahrheit, aber weil es dichterische Wahrheit ist, kann ich sie wissenschaftlich nicht brauchen. Seit über 25 Jahren beschäftige ich mich ja nun mit „Lesen durch Schreiben“ und je mehr ich mich damit beschäftige, umso weniger ist mir klar, was da eigentlich „abläuft“. Vor 25 Jahren da wusste ich noch Bescheid - jetzt nicht mehr. Im Augenblick weiss ich sogar gar nichts mehr, bin mir nur intuitiv gewiss, dass wir insgesamt die falschen Fragen stellen, dass wir vorschnell Fragen stellen, zu sehr verheddert in einem Geflecht scheinbar klarer, völlig selbstverständlicher, aber gänzlich unreflektiert angenommener Vorurteile. Mir dräut - und dies ganz drängend - wir müssten weiter „vorn“ mit unseren Fragen beginnen und im Moment trägt mich lediglich die befreiende Gewissheit, dass ich endlich - nach 25 Jahren! - vor der entscheidenden Frage angekommen bin - und zwar nicht nur im Zusammenhang mit „Lesen durch Schreiben“, sondern in Hinsicht auf alles Lernen der Grundschule überhaupt. Die Frage sieht nicht nach viel aus, man merkt ihr kaum an, dass sie ganz grundsätzlicher Art ist, aber es ist so. „Inwieweit ist implizites Können noch möglich, wenn explizit gelernt wird?“ heisst sie, und wenn die Antwort darauf lautet, wie ich

zur Zeit vermute, dann brauchen wir eine neue Didaktik - keine „spirituelle“ wie ich im letzten Rundbrief noch meinte (und darüber bin ich erleichtert, weil mir das dann doch zu esoterisch gewesen wäre), sondern eine „Didaktik des incidentellen Lernens auf anthropologischer Grundlage“. Ich wüsste im Moment keineswegs anzugeben, wie eine solche „Incidental-didaktik“ aussehen könnte, aber ich werde in den nächsten Jahren tatkräftig daran mithelfen, eine entsprechende zu entwickeln und zu erproben.

Ob die Neuausgabe von „Lesen durch Schreiben“, von der schon länger gesprochen wird, bereits „incidental-didaktisch“ orientiert sein wird, kann ich derzeit nicht abschätzen. Ich habe ja schon gestanden, dass mir abschliessend der Mut fehlt. Immerhin habe ich mich inzwischen entschlossen, meine entsprechenden Überlegungen zur Darstellung zu bringen und mit absolut zuverlässigen und kompetenten Gewährsleuten zu diskutieren. Wie euch allen bekannt ist gibt es ja unter der deutschen Professorenschaft nur drei, die meine Arbeit wirklich kennen, mich in ihren Texten zitieren und mit mir Kontakt halten: Prof. W. Kluge (Uni Giessen), Prof. H. Brügelmann (Uni Siegen) und Prof. H. Balhorn (Uni Hamburg). Zudem muss fairerweise erwähnt werden, dass auch Christa Erichson, als Lehrbeauftragte an der Uni Frankfurt mein Konzept eingehend vorstellt. Mit den Kollegen Balhorn und Brügelmann ist nun anfangs August ein ausführliches - privates - „Streitgespräch“ vereinbart, von dem ich mir eine weitgehende Klärung erhoffe - zumindest in der Grundfrage, ob ich mich in einer Sackgasse verrannt habe oder ob auf meinem „neuen“ Weg Erfolgsaussichten bestehen. Über allfällige Ergebnisse dieses Gesprächs werdet ihr - zu gegebener Zeit - mit Gewissheit orientiert werden.

Nun wird der Erfolg oder Misserfolg einer allfälligen Neuausgabe aber von diesen Fragen weniger berührt. Lehrerschaft, Hochschulen und Studienseminare, Schulämter und Ministerien - kurz alle, die mit Schule zu tun haben - sind in aller Regel dermassen in den Tagesgeschäften „gestresst“, dass ein Blick über den Tellerrand hinaus Ausnahme bleibt. Zwar hat Erziehung grundsätzlich eine Zukunftsdimension, aber wir beschäftigen uns in der Regel rückwärtsagewandt und bürokratenkleinlich eifernd mit Nebenfragen. Wer bedenkt, dass die Kinder, die jetzt im August eingeschult werden, in rund 15-20 Jahren ins Erwerbsleben treten, also in den Jahren 2010-2015? Auf diesen Zeitpunkt hin sollten sie erzogen und gebildet werden, damit sie dannzumal „fit“ für ein erfülltes Leben sein können - und in halb Deutschland reden die Leute sich immer noch die Köpfe heiss in der Frage, ob man mit 1. Klässlern schon die lateinische Ausgangsschrift schreiben solle oder nicht! Niemand weiss, was anno 2010/2015 sein wird, aber wenn wir uns vor Augen halten, was in den letzten 20 Jahren sich ereignete und was zur Zeit im Gefolge der sog. „Globalisierung“ der Wirtschaft an Umwälzungen über Deutschland und die Schweiz hereinbricht, dann dürfte klar sein, dass es eine ganz andere Welt sein wird. Aber darüber macht sich der Durchschnitt keine Gedanken. Und deshalb werden weiterhin die PR-Strategen und Marketingexperten der Grossverlage den entscheidenden Einfluss auf das Geschehen in den Schulen haben, indem sie eine geistig träge Lehrerschaft in ihrer Bequemlichkeit bestätigen, ihre Vorurteile nicht in Frage stellen und ihnen buntfarbige, „lustige“ Hochglanzlehrmittel - Spassfibeln mit Leselerngarantie - andrehen - mit der Versicherung, dass die Kinder, die keinen Spass haben oder womöglich nur unzureichend lernen, selber schuld seien.

Was soll unsereins da tun? Wir könnten versuchen, uns dagegen zu stemmen, denn was ich schon im letzten Rundbrief schrieb gilt unverändert: „Gegen die Konkurrenz mit ihren enormen Werbemitteln und ihren guten Beziehungen zu den Behörden haben wir nur eine Chance, wenn Idealisten wie ihr uns unterstützen.“ Und deshalb wiederhole ich nun zum Schluss unsere Bitten um Mithilfe noch einmal ganz ausdrücklich:

1. Helft der Sache durch Moderation von Fortbildungsmassnahmen für „Lesen durch Schreiben“ (notfalls auf privater Basis). Legt Dokumentationen an mit Arbeiten der Kinder (auch

mit Kinderberichten zu Themen wie „Wie ich lesen lernte“, „Was ich über meine Schule denke“, „So ist meine Lehrerin“ u.ä.) sowie schriftlichen Rückmeldungen von Eltern über „Lesen durch Schreiben“ und wirkt damit auf Behörden und „MeinungsmacherInnen“ ein.

2. Gründet und betreut eine Werkstattbörse. Auch das ist natürlich Aufwand und Arbeit - aber es macht als Implementationsstrategie für den Werkstattunterricht Sinn.
3. Helft bei der Entwicklung neuer Materialien mit, sei es als AutorInnen und/oder ErproberInnen. Ihr habt doch alle eigenes Werkstattmaterial. Warum ziert ihr euch und stellt nicht zur Verfügung, was ihr habt? Es muss wirklich nicht druckreif sein. Wenn eine didaktische Mindestqualität vorhanden ist, dann sorgen die Verlagslektorate schon für die Druckreife. Wichtig zu wissen ist lediglich zweierlei:

- Es dürfen keine fremden Urheberrechte verletzt werden, d.h. klauen geht nicht. In diesem Punkt sind LehrerInnen im allgemeinen leider sehr lasch, sie greifen zu, wo sie können und raubkopieren wild durch das Gesamtangebot dessen, was vorhanden ist. Ein Verlag darf sich das aber nicht erlauben.

- Man braucht eine hohe Frustrationstoleranz. Kein Verlag publiziert, was AutorInnen einreichen - alles Eingereichte geht durch das Lektorat - und die Lektorate von sabe/Zürich bzw. Heinevetter/Hamburg sind streng. Mit diesem Hinweis möchte ich euch nicht abhalten, Unterlagen einzureichen, der Hinweis soll verdeutlichen, dass die Lektorate durch ihre kritische Würdigung helfen.

Als ich vor Jahren vom Lektorat sabe mein erstes Manuskript zurückbekam, war jede Seite ein einziges „rotes“ Schlachtfeld. Kaum ein Satz, der unbehelligt stehen blieb, kaum ein Gedanke, der als glasklar akzeptiert worden wäre, kaum eine Idee, die als ausgereift galt. Meine erste Reaktion war Empörung - bis ich mir dann sagte, dass der Verlag mich ja nicht zur Schnecke machen will, sondern ein Produkt anstrebt, das verkäuflich ist und höchsten Qualitätsansprüchen genügt. Seither halte ich persönlich eine strenge Lektorierung aus und bin, wie ich meine, gut damit gefahren - meine Sachunterrichts-Hefte („Heimtiere“ usw.) sind z.B. allesamt 5 bis 6 mal überarbeitet worden, ehe sie in Druck gingen. Natürlich erfordert so eine Autorschaft eine Menge Arbeit und reich wird man davon auch nicht - finanziell gesehen ist es uninteressant, weil man den eigenen Arbeitsaufwand nie entschädigt bekommt. Aber man kann dabei wirklich sehr viel lernen und erfährt eine schöne Befriedigung, wenn es gelingt.

4. Helft bei der Neugestaltung von „Lesen durch Schreiben“ durch konstruktive Kritik des alten Materials (was müsste man ändern?), durch Anregungen und Ideen wie eine Neuausgabe aussehen könnte.

Im Übrigen gehöre auch ich zu den Leuten, die gerne Post bekommen - und wenn das Echo auf diesen Rundbrief etwas grösser wäre als beim letzten Mal täte ich mich riesig freuen. Meldet euch! Lasst hören von euch! Ich wünsche denen, die noch Ferien haben, schöne Ferien und uns allen ein spannendes, fruchtbares und erfreuliches Schuljahr 96/97

Jürgen Reichen

\*\*\*\*\*

## Brief 6

Jürgen Reichen  
 Bei der Mennokate 17  
 D-23843 Bad Oldesloe

Dezember 1997

Liebe Kolleginnen und Kollegen,  
 einmal im Jahr soll ein Rundbrief geschrieben werden und deshalb habe ich im Mai angefangen, diesen Brief an euch zu formulieren, damit es mir gelänge, innerhalb der Zeitgrenze „Jahr“ mein Versprechen einzulösen. Und nun ist der Advent angebrochen und der Brief ist eigentlich immer noch nicht richtig fertig .. oh wei. Ich frage mich dann - über mich verduzt - was bastelt dieser Reichen eigentlich und hab keine Antwort. Ich weiss einfach nicht, wo die Zeit bleibt und unter dem Eindruck, sie verfliege schneller als früher, gerät mir mein Zeitgefühl - ja mein Lebensgefühl überhaupt - immer mehr durcheinander! Nun gut, der Brief ist jetzt fertig und ihr habt ihn in Händen!

Seit dem letzten Rundbrief hat sich vieles ereignet und vieles davon wäre vermutlich auch erzählenswert, doch will ich mich auf das Wichtigste beschränken und mit dem Punkt beginnen, der mich in eurem Zusammenhang am meisten belastet: meine Briefschulden.

Im letzten Rundbrief habe ich ja unverhohlen dazu aufgefordert, mir zu schreiben und dieser Bitte habt ihr in erfreulichem Masse entsprochen: ich bekam mehr als 60 Briefe, über die ich mich alle, alle herzlich gefreut habe. Ich wollte jeden dieser Briefe persönlich beantworten und bei den ersten zehn hatte ich das auch noch geschafft, aber dann ging mir irgendwie „der Schnauf“ aus und da ich kein Korrespondenz-Sekretariat in Anspruch nehmen kann, wurde ich zum grossen Korrespondenz-Schuldner. Ich glaubte anschliessend, „Voice type“ könnte mich retten, jenes IBM-Computerprogramm welches verspricht, man könne ins Mikrofon diktieren und das Programm verwandle dann das Diktat in korrekt geschriebene Schrift. Mit Hilfe von „Voice type“ hoffte ich, müsse es möglich sein, innert nützlicher Frist 50 persönliche Briefe zu schreiben bzw. zu diktieren, weshalb ich begann, mich für „Voice type“ zu interessieren. Das war nun freilich keineswegs so einfach, wie ich mir dachte und die Sache hielt mich über ein halbes Jahr hinweg in Trab. Ich musste mir eigens einen neuen Computer zulegen, denn der alte, der mir persönlich lange noch recht gewesen wäre, besass die notwendigen Hardware-Voraussetzungen nicht. Inzwischen besitze ich „Voice type“ und auf dem neuen Computer läuft das Programm auch tatsächlich - jedenfalls „im Prinzip“ - denn wirklich brauchen kann ich es noch nicht, es erkennt nur etwa 80% meiner Wörter. Wenn man bedenkt, dass es bei meinen ersten Diktierversuchen überhaupt nichts verstand und als mögliche Ursache des Missverstehens die Meldung ausdrückte: ... wahrscheinlich reden Sie einen Dialekt ... dann sind 80% natürlich eine ganze Menge, aber für praktische Arbeit ist das unzureichend, denn so bleibt der Aufwand, in alter Art zu schreiben immer noch kleiner, als zu diktieren und danach etwa 20% des Textes zu korrigieren. Angeblich soll man das Programm schulen können, aber irgendetwas mache ich dabei falsch und stets, wenn ich z.B. „Didaktik“ sage, schreibt das Programm „Die Taktik“. Das kann ich ja noch nachfühlen, während anderes mir schleierhaft bleibt, etwa wenn es aus meinem „Kriminalfilm“ einen „Karnevalsumzug macht“. Tja, und weil „Voice type“ noch nicht klappt, bin ich nach wie vor Korrespondenz-Schuldner, dem nur zu hoffen bleibt, dass mir die Betroffenen verzeihen können. Tut ihr das?

Das letzte Schuljahr verlief nicht so, wie ich es erwartete. Das eigentliche Vorhaben, zusammen mit zwei Kolleginnen zwei 4. Klassen gemeinsam nach meinen Auffassungen zu unterrichten, ist misslungen. Das hatte verschiedene Gründe. Der wichtigste war, dass sich die

beiden Klassen krass unterschieden und untereinander nicht leiden mochten. Die Leistungsstandards und das Sozialverhalten klafften ziemlich auseinander und selbst der Leistungsstand der besseren Klasse war enttäuschend. Ich musste meine Erwartungen gegenüber dem, was ich aus der Schweiz kannte, erneut zurückschrauben. Immerhin war die eine Klasse „richtig nett“ und die Stunden in ihr immer sehr angenehm. Anders war es mit der andern, die war zu Anfang echt „schwierig“ und ich hatte im ersten Halbjahr beinahe unlösbare Disziplinarprobleme. In den 7 Stunden, die ich in der Klasse war, büxten die Kinder disziplinarisch jeweils völlig aus, tanzten mir buchstäblich „auf der Nase rum“ und kümmerten sich einen Deut um das, was ich sagte oder wollte. Die halbe Zeit rannte ich durch die Schule, um Kinder zu suchen, die mir abhanden gekommen waren, bzw. um - letztlich vergeblich - Kämpfe und Streitigkeiten zu schlichten. Ich musste mich völlig umorientieren. Dass ich endgültig in einer anderen Schulwelt angekommen war merkte ich an jenem Tag, als Melanie, eigentlich ein liebes Mädchen, aber „ohne Erziehung“ wie das früher genannt wurde, das nicht sehr begabt, aber ein nettes Kind war, in einer Auseinandersetzung, die sie mit einigen Jungs rennend durch den Flur austrug, meine Schlichtungsbemühungen kommentierte mit dem Satz: „Halt die Schnauze, alter Wichser, du hast hier überhaupt nichts zu sagen.“ Ich war ob dieser Bemerkung derart perplex, dass ich mich nicht einmal emotional aufregte. Vom Kopf her war ich verblüfft-schockiert, andererseits musste ich mir beinahe das Lachen verkneifen. Auf Melanie war ich keineswegs böse, denn mir war klar: das Kind war in jenem Moment ausser sich und wusste gar nicht, was es sagte.

Trotzdem war meine Situation in dieser Klasse natürlich unhaltbar. In theoretischer Hinsicht fand ich das Ganze sehr interessant, praktisch, d.h. vor Ort in der Schule, ging es mir aber doch an die Nieren und obwohl ich im allgemeinen meine Ruhe zu bewahren vermag, habe ich mich doch einige Male mächtig geärgert - etwas, was meinem Selbstbild deutlich zuwiderläuft. Meine Selbsteinschätzung, ein souveräner Lehrer zu sein, geriet ins Wanken - und im Rückblick war das alles in allem auch gut so - es bewahrte mich wieder einmal davor, dem Grössenwahn zu verfallen.

Ein einziges Mal versuchten wir, eine anspruchsvolle Sachunterrichtswerkstatt „Nachts, wenn wir schlafen“ durchzuführen. Diese Werkstatt hatte ich zusammen mit einer hamburgischen Arbeitsgruppe entwickelt, bzw. von einer früheren Vorfassung her überarbeitet. Ich hatte grosse Erwartungen, weil ich die Werkstatt gut fand, doch das Ergebnis war mehr als nur enttäuschend. Ich will das hier nicht näher ausführen. Zwar liess sich auch aus dieser Enttäuschung etwas lernen, das in die Überarbeitung der Unterrichtswerkstatt einfließen wird, aber unsere Ansprüche mussten wir fallen lassen.

Was ich nicht fallen lassen konnte, waren die Disziplinarprobleme in der einen Klasse - und die kriegte ich schliesslich hin: meine „Rezepte“ griffen und am Schluss war es auch in dieser Klasse „richtig nett“.

Didaktisch war das Jahr ein verlorenes Jahr, aber sonst unglaublich spannend. So begegnete ich beispielsweise einigen dieser deutschen Absurditäten, von denen ich immer wieder mal hörte, nunmehr persönlich. Da die deutschen Kolleginnen über diese Absurditäten scheinbar unberührt hinweggingen, ich als Schweizer aber fassungslos den Kopf schüttelte, will ich, damit ihr mich besser kennen lernen könnt, zwei Beispiele kurz schildern:

1. Unsere Schule war früher mit einer Gesamtschule verbunden und als die Gesamtschule weggezogen liess die ihre veraltete Physik- und Chemiesammlung zurück: defekte Messgeräte, verschmutzte Erlenmeier usw. usw. Das ganze Material ist inventarisiert, wobei allerdings niemand genau zu wissen scheint wo. Es ist auch nicht bekannt, wer Eigentümer der Dinge ist, irgendwie handelt es sich um herrenloses Gut. Der Müllabfuhr kann es nicht mitgeben

werden, weil es sich zumal bei den in Frage stehenden Chemikalien - um Sondermüll handelt, und dessen Entsorgung wäre gebührenpflichtig. Weil die Schule aber kein Geld hat und auch sonst niemand zu zahlen bereit ist, hat die Schule im Dachgeschoss mit dem gesamten Müll eine wilde Deponie errichtet: da findet sich tatsächlich ein Klassenraum, der bis unter die Decke vollgestopft ist mit alten Chemikalienschränken, verrosteten Waagen, defekten Voltmetern, zerfledderten Lehrbüchern, physikalischen Demonstrationsgeräten usw. usw.

2. Wir haben - weil wir, wie schon erwähnt, früher mal eine Gesamtschule waren - ein sehr grosses Gelände, das aber weitgehend unbenutzt bleibt, da wir jetzt nur noch 7 Klassen sind. Daher fand das Kollegium, man könnte einen Teil des Rasens als Schulgarten nutzen. Diesen Schulgarten haben wir nun. Allerdings nicht einfach ein paar Beete zum Anpflanzen, nein, wir bekamen eine saubere, ordentliche Anlage: vier Beete, auf Millimeter genau abgemessen, mit Betonplatten eingefasst und Plattenwegen zwischen den Beeten sowie einem hölzernen Schmuckzaun als Umgrenzung ums Ganze. Hamburg ist zwar pleite, aber um unsere vier Beete genau nach Norm DIN XYZ zu gestalten hat man mindestens 10'000.— DM verbuttert. Dabei ist vor allem der Schmuckzaun ausserordentlich praktisch. Es handelt sich um Naturholzbalken, die in etwa 35 cm Höhe rings um die Beete laufen und sich bestens als Balanciergelegenheit eignen. Die Kinder nutzen natürlich diese Gelegenheit, aber weil nicht alle balanciersicher sind kippt immer mal irgendeins in den frisch gepflanzten Salat. Der Zaun, der die Beete schützen sollte, führt also dazu, dass das gepflanzte Gemüse regelmässig zermatscht wird. Das Balancieren ist natürlich während der Schulpausen streng verboten - und die Pausenaufsicht greift hier durch - aber weil der Hof ausserhalb der Schulzeit auch von einem Tagesheim und sonst als öffentlicher Spielplatz benutzt wird, wird in der ausserschulischen Zeit trotzdem munter drauflosbalanciert. Dieser „Konstruktionsfehler“ ist inzwischen korrigiert, man hat den Schmuckzaun nun weiter aussen um die Beete angelegt, so dass balancierunsichere Kinder, welche vom Balken fallen, nicht mehr unbedingt im Salat landen.

Inzwischen hat ein neues Schuljahr angefangen und ich arbeite wieder mit Schulanfängern. Das ist eine aufregende Angelegenheit. Obwohl es ja keineswegs das erste Mal ist, lerne ich wieder eine ganze Menge, bzw. vertiefe ein Wissen, das im Prinzip schon da war, sich aber zunehmend ausweitet. Dabei ist natürlich das spannendste der Schriftspracherwerb, also „Lesen durch Schreiben“. Und da muss ich nun gestehen, dass es nicht so läuft, wie ich es gerne hätte und in meinen Seminarien propagiere. Die kühnen Träume, denen ich seit drei Jahren nachhänge, haben sich noch immer nicht erfüllt. Mit anderen Worten: in meiner ersten Klasse ist von „platonischer Spontanaktualisierung“ trotz meiner „tiefen Blicke“ - keine Rede. Da stellt sich natürlich die Frage, warum? Und da ich das Kartenspiel „schwarzer Peter“ auch gut beherrsche, bin ich um „Schulduzuweisungen“ an andere nicht verlegen:

Unsere Schule hat die Besonderheit, dass viele Kinder der „griechischen Kolonie“ in Hamburg bei uns eingeschult sind und die Hälfte der Erstklässler täglich noch eine Stunde Griechisch-Unterricht bekommt. Und dort werden die Kinder nach guter alter Väter Sitte einem Fibel-Unterricht unterzogen, d.h. man erzählt ihnen, dass Lesen das Zusammenhängen von Buchstaben sei. Ich kann dagegen nichts unternehmen und habe daher die Situation so zu nutzen versucht, dass sie mir womöglich aufdeckt, wie gross und nachhaltig das Störpotential solchen Fibelunterrichts ist. Abschliessend kann ich das noch nicht beurteilen, nur dass der Störfaktor enorm ist, ist gewiss.

Demgemäss haben meine Kinder nicht einfach so, gleichsam im Vorbeigehen, Schriftkompetenz erworben. Es sind zwar ganz tolle Kinder, liebenswürdig und begabt, aber sie verschriften/lernen/arbeiten im Prinzip so, wie ich es 1970 annahm und wie es im Lehrerkommentar beschrieben ist - und d.h. ich muss doch regelmässig „Erklärungen“ abgeben, wenn auch „contre coeur“. Ich stehe vor der für mich peinlichen Frage, ob ich, der ich doch „nie mehr

im Leben“ Einführungen machen wollte, umständehalber doch gezwungen werde, künftig wieder einzuführen? Die Frage ist derzeit halb beantwortet. Einführungen werde ich nachwievorneinmal machen, aber eine Art Kompromiss bahnt sich an: ich werde den Kindern gelegentlich „Klarstellungen“ unterbreiten, was heisst, wenn sie bestimmte Dinge auf einem eigenen Level zu handhaben vermögen, wird das Level angehoben.

Nun könnte man ja meinen, die Tatsache, dass der Unterricht so funktioniert, wie ich es in meinem Lehrerkommentar beschrieb, müsste mir eigentlich recht sein, werde ich solcherart doch klar bestätigt. Eigentümlicherweise ist mir das aber nicht recht. Es ist zwar in der Klasse alles okay und Mirko meinte beispielsweise vor zwei Wochen „Schule ist Spitze“ und das ist sie auch - aber in mir drängt eine Unruhe: ich habe einfach eine Intuition oder Ahnung, einen eiteln Wahn oder was auch immer, dass das, was wir da machen noch nicht das Allerbeste ist. Mich interessiert in didaktischer Hinsicht eine Frage - ja recht eigentlich nur noch diese eine Frage - jene, die ich euch im letzten Rundbrief schon verriet: „Inwieweit ist implizites Können noch möglich, wenn explizit gelernt wird?“ Ich habe die Frage inzwischen modifiziert und formuliere sie nun wie folgt: „Wenn die Höchstform allen Könnens und Wissens das implizite Können und Wissen ist, dann stellt sich die Frage, wie wird implizites Wissen und Können möglich, wenn explizit gelehrt und gelernt wird?“

Diese Frage steht natürlich nicht allein, sie hat allerlei Implikationen, erkenntnistheoretische, bewusstseinspsychologische und metaphysische. Die traditionelle Auffassung hat mit dieser Frage selbstredend keine Probleme. Sie meint ja, dass explizit Erlerntes durch fortwährende Übung im Gedächtnis verlässlich verankert und mit der Zeit „automatisiert“ werde, also zum impliziten Können sich wandle. Und das scheint ja so zu sein - auch bei mir im Unterricht. Warum ich in mir drin trotzdem diesen unglaublichen Zweifel habe, dass da irgendetwas nicht stimmt, kann ich nicht erklären. Vielleicht ist es ja bloss der reine Widerspruchsgeist gegenüber den Fibelautoren, welche angeblich ganz genau erklären können, wie Lesen funktioniert: man zeigt dem Kind was ein U ist, wie es aussieht, wie es tönt; dann lernt das Kind das U - mit allen Sinnen: das U wird geknetet und gesungen, es wird gebacken und verzehrt, turnerisch-pantomimisch durch Körperverrenkungen nachgebildet, als Lautgebärde und Element der Tastschachtel eingesetzt, es bekommt eine Farbe und wird als Duft erschnüffelt, als Kies-U barfüssig abgeschritten und zuletzt in einem Buchstabenfest „gefeiert“. Dann erklärt man dem Kind, was ein F ist, wie es aussieht und tönt usw. usw. und behauptet zu guter Letzt, dass ein F und ein U hintereinandergesetzt FU ergäben. Nun ja. Was ist FU? Eine umgebaute Socke! Mir ist das echt zuwenig und stimmen tut es auch nicht. Wörter sind keine Reihe aneinandergehängter Buchstaben. Nicht einmal Aristoteles, auf den diese ganze Auffassung letztlich zurückgeht, glaubte das. So banal wie seine heutigen Adepten war jener Grieche nicht, sein Geist war weiter, und er war es ja auch, der das entscheidende Gegenargument schon lieferte: das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile.

Ich stecke in dieser Sache in einem echten Widerspruch: meine Erstklässler handhaben die Buchstaben anscheinend bewusst-denkend (explizit) und teilweise auch die Laute - und die Unterstützung, die ich ihnen anbiete ist - da es sich im wesentlichen um sprachlich gegliederte Hinweise und „Erklärungen“ geht - auch eine „explizite“. Da scheint es, als ob ich lernpsychologisch ganz traditionell agiere. Andererseits möchte ich das nicht. Ich möchte weg von diesen rational-bewussten Erklärungen - nur weiss ich noch nicht, wohin. Immerhin drängt sich mir bei phänomenologisch subtiler Beobachtung der Kinder der Eindruck auf, dass ihr „bewusstes“ Umgehen mit Buchstaben nicht eines auf der Bewusstseinssebene wie bei uns Erwachsenen ist. In der Psychologie sind die Grenzen zwischen unbewusst, ausserbewusst, halbunbewusst, bewusst, sich seiner selbst bewusst usw. fliessend - und sie einzuhalten scheint mir hochbedeutsam - und was den Schriftspracherwerb anlangt, denke

ich, wir sollten nicht im Zentrum des Bewusstseins operieren, sondern an seinem äussersten Rand - will sagen: so wenig ausdrücklich bewusst als es nur geht. Wie das zu leisten wäre, weiss ich jedoch offengestanden nicht zu sagen. Ich bin nicht weiter als anno 1970 und das einzige, was ich voll überzeugt empfehlen kann ist „das Prinzip der minimalen Hilfe“. Dieses Prinzip, das glaube ich, eröffnet den didaktischen Königsweg.

Es sieht also im Moment nicht so aus, als ob ich in didaktisches Neuland unterwegs sei, sondern an meine Anfänge zurückgeworfen werde vielleicht weil ich diese konsequenter ausbauen und vertiefen muss! Nun scheint mir allerdings immer schwieriger lösbar, in Fragen der „Didaktisierung“ das richtige Mass zu finden. Nachdem ich mich lange dagegen gewehrt habe, eine Art systematischen Aufbaus zu entwickeln, muss das inzwischen vielleicht doch sein. D.h.: einige jener Probleme und Schwierigkeiten, die wir bei unseren Schulkindern alle kennen, sind wohl doch gezielter anzugehen. Wie das im einzelnen aussehen wird, kann ich zur Zeit noch nicht angeben, ich muss die Kinder noch länger beobachten und hoffen, dass sie mir Wege zeigen werden. Gewiss ist lediglich, dass sich erneut die Gewichte verschieben, dem Primat der Pädagogik vor der Didaktik muss noch konsequenter entsprochen werden, und im polaren Spannungsfeld von Erziehungswissenschaft und Erziehungskunst schlägt das Pendel stark auf die Seite Kunst aus. Dabei ist die eigentliche Kunst keine didaktische, sondern die Kunst, wie man mit Kindern umgeht - und dies setzt voraus, dass die LehrerInnen angemessen mit sich selbst umgehen. Ich glaube inzwischen, dass hier ein Hebel stärker angesetzt werden muss.

Als ich vor Jahren in Basel zum Lehrer ausgebildet wurde, legte man relativ viel Gewicht auf eine Sache, die in Deutschland unbekannt scheint: „Psychohygiene des Lehrerseins“. Deutschen KollegInnen fehlt psychohygienisches Know-how. Was dabei gemeint ist, kann ich an einem Beispiel verdeutlichen.

Die beiden Kolleginnen, mit denen ich momentan näher zusammenarbeite, sind zwar menschlich und beruflich eindeutig hochqualifiziert und engagiert, trotzdem gebricht es ihnen an abschliessender Professionalität. Wenn vier Jungs die Lesecke als Ort zum Toben missbrauchen, dann greifen sie ein, was okay ist, und stellen klar, „dass in der Lesecke nicht getobt wird!“, und das ist auch okay. Was jedoch nicht okay ist: sie greifen nicht nur ein, sie ärgern sich auch. Dieser persönliche Ärger wäre nicht nötig. Er kostet Kraft, die andernorts fehlt - zunehmend. Denn bevor dieser Ärger ganz verraucht ist, ereignet sich ja in der Regel ein neues Ärgernis usf. und damit baut sich an manchem Schultag ein Ärgerpotential auf, das den pädagogisch so ausserordentlich wichtigen inneren „Frieden“ derart stört, dass man nicht mehr wirklich ruhig, geduldig und verständnisvoll mit den Kindern arbeiten kann und nach Dienstschluss unangemessen lange braucht, bis man wieder „Mensch geworden“ ist.

In immer neuer Weise bestätigt sich damit die Wichtigkeit einer angemessenen Psychologie im Zusammenleben mit Kindern und zugleich die Wichtigkeit einer Didaktik, die ein solches Zusammenleben begünstigt. Solche Didaktiken sind rar. Fibeln gehören jedenfalls nicht dazu. Auch in diesem Zusammenhang konnte ich im letzten Schuljahr Erfahrungen machen. Weil wir nur eine kleine Schule sind, mit 7 Klassen, brachten es die Umstände mit sich, dass ich im Zusammenhang mit Vertretungsunterricht alle 7 Klassen kennenlernen konnte - und die Unterschiede zwischen ihnen. Am interessantesten waren dabei für mich natürlich die beiden ersten Klassen: die eine, die mit der Fu-Fibel unterrichtet (bzw.: gelangweilt, bzw.: gequält) wurde, und die andere, die das Lesen durch Schreiben lernte. Es ist nicht mein parteiisches Urteil, sondern Konsens unter allen 10 KollegInnen unserer Schule, wenn festgestellt wird: die „Lesen durch Schreiben“-Klasse ist die erfreulichste des Hauses, in ihrem Klima wurde sogar ein „schwererziehbarer“ Junge, den zuvor drei andere Schulen als nicht beschulbar ausstießen, halbwegs erträglich.

Die Fibel-Klasse andererseits ist die schlimmste an unserer Schule, obwohl die Kinder absolut nicht „schlimmer“ sind als andere - ihre Aufsässigkeit, Aggression, Unruhe usw. ist „hausgemacht“.

Mein Zorn auf die Propagandisten und Verwender der Fibel ist am Beispiel dieser Klasse erneut gewachsen und wächst und wächst weiter. Dabei richtet sich mein Zorn in erster Linie gegen den Belehrungszwang, den die Fibel über die Kinder errichtet, gegen die unglaubliche didaktische Penetranz der Fibel, die als didaktische Zu- und Aufdringlichkeit das Kind dauernd bedrängt und geistig vereinnahmt, regelmässig das Gesetz der Distanz verletzt und Kindern immer wieder zu nahe tritt.

Ich muss mich da arg zusammennehmen, um nicht auszurasen. Es gibt ja in der Schule nicht nur wunderschöne Erlebnisse, sondern auch erhebliche Belastungen. Dabei setzte mir allezeit am meisten jene gedankenlose Hartherzigkeit zu, die Eltern und manchmal leider auch LehrerInnen Kindern gegenüber an den Tag legen. Getreu dem Motto, dass wir das Zahnweh unserer Mitmenschen leicht ertragen, werden den Kindern dabei immer wieder Verhältnisse zugemutet, für die ich wirklich kein anderes Wort als „Pädagreuel“ weiss. Für das vermeintliche schulische Fortkommen bis zum Abitur wird praktisch alles, was LehrerInnen anrichten, in Kauf genommen und im obsessiven Ehrgeiz für sogenannte Leistung schweigt man feige oder blind auch zu unterrichtlichen Massnahmen, die zum angestrebten Ziel kontraproduktiv sind. Von Sensibilität ist da keine Spur zu sehen - und von Fachkompetenz erst recht nicht.

Ich vermag nämlich ehrlich gestanden nicht zu erkennen, dass das deutsche Schulwesen seine Hauptaufgabe, die Vorbereitung der nachfolgenden Generationen auf die Zukunft hin, auch nur annähernd erfüllt. Wie denn auch? Man propagiert zwar landauf, landab neue „Modelle“ von Schule, „Schule neu denken“ oder „Schule neu erfinden“ sind gängige Slogans - aber solange man allgemein nicht einsieht, dass eine „neue“ Schule mit dem alten Lernen nicht zu leisten ist, werden alle diese „Initiativen“ nichts bringen. Beachtet doch:

Die deutsche Gesellschaft ist in hohem Maße gleichgültig gegenüber Kindern, und liefert Kinder lieb - und gedankenlos einer Schule aus, die abschliessend kaum eines fördert (das tun die Elternhäuser), dafür aber viele kastriert und lähmt und einzelne sogar zerbricht.

Die deutsche Wirtschaft ist ausschliesslich Bilanz- und Konkurrenzfixiert, so daß sie ihr Umfeld vernachlässigt und blind billigend in Kauf nimmt, dass der Staat die Bildungsgrundlagen fahrlässig gefährdet und damit auch die Zukunft eben dieser Wirtschaft selbst - wo doch die Qualität der MitarbeiterInnen nachwievor den wesentlichsten Produktionsfaktor darstellt.

Die Bildungsverwaltungen bleiben gefangen in Ideologien und scheinen paralysiert durch permanente Machtkämpfe zwischen kompetenten und inkompetenten Beamten auf allen Stufen, als deren Ergebnis die Schule in Bürokratie erstickt.

Der Lehrerschaft aber gebriecht es alles in allem an Selbstnachdenklichkeit und damit auch Problembewusstsein; geschützt durch den unseligen Beamtenstatus ist sie in weiten Teilen in vorgestriger Routine erstarrt oder in lähmender Lethargie versunken.

Dass unter solchen Bedingungen auch die privaten Lehrmittel-Verlage alles andere als pädagogisch vorbildlich agieren, kann da nicht mehr verwundern. Für mich sind sie die Hauptschuldigen an der Misere, denn sie produzieren selbstverständlich nicht das, was dem Kind dient, sondern was sie der Lehrerschaft andrehen können. Unbeschadet durch irgendeine öffentliche Kontrolle wuchs da ein Filz zwischen Verlagen und Kultusbürokratien bzw. Hochschulprofessoren, der eine wirklich kritische Sichtung der angepriesenen Lehr-Lernmittel verhindert.

Und so werden wohl auch noch im Jahre 2050 Fibeln produziert und verwendet werden, aller schlechter Erfahrungen zum Trotz - so „neu“ soll nun die Schule ja doch nicht „erfunden“ werden. Dabei wären doch nur schon die Argumente, mit denen die Fibel immer wieder begründet und gerechtfertigt werden muss, entlarvend genug.

Ihr wisst es alle: die Fibel wird ja letztlich als Unterstützungskrücke für jene LehrerInnen angeboten und legitimiert, die mangels eigener Souveränität einen qualifizierten Unterricht nicht leisten können, als angeblich sicherer Weg, der vor allem den schwachen Schülern die notwendigen Hilfen gewährt (während „Lesen durch Schreiben“ die Kinder angeblich überfordert und in ihren Lernbemühungen „allein“ lässt).

Die Fibeln suggerieren ein pädagogisches Verantwortungsgefühl und Ethos, indem sie das Kind als schwach, hilfsbedürftig, unwissend und nichtskönnend darstellen - und für dieses „Kindlein“ dann die Hilfen bieten. Ich habe mich immer wieder gefragt, warum LehrerInnen auf dieses Kinderbild hereinfliegen und fand nur eine plausible Erklärung: indem das Kind als schwach dargestellt wird, kann sich die LehrerIn umso stärker fühlen - und ich glaube bald, die FibelnutzerInnen haben das auch nötig. Müsste man eigentlich nicht mal der Frage nachgehen, welcher Typ von LehrerIn es eigentlich ist, der in voller Kenntnis der Alternative von Fibel und „Lesen durch Schreiben“ zur Fibel greift? Ich wüsste wirklich gerne, worin sich FibellehrerInnen typischerweise von „Lesen durch Schreiben“-LehrerInnen unterscheiden? Weltanschaulich? In ihren politischen Präferenzen? In ihren pädagogischen Zielidealen? Oder sind es Persönlichkeitszüge?

Wenn ich mich vor diesen Fragen am „Verbreitungsprofil“ von „Lesen durch Schreiben“ orientiere, dann zeigt sich ja, dass mein Weg vor allem bei den Lehrerinnen angesagt ist, die unter besonders schwierigen Verhältnissen arbeiten müssen, während in schulischen Einzugsgebieten der „gehobenen Schichten“ - siehe in Hamburg Winterhude oder Blankenese - wo kein Problemdruck besteht, man mit Fu prächtig über die Runden kommt; was mich übrigens nicht stört, ich sehe hierin eine Art ausgleichender Gerechtigkeit: Kinder, die es zu Hause schön haben, denen schadet es weniger, wenn sie in der Schule mit der Fu-Fibel traktiert werden, während Kinder, die ein unerfreuliches Zuhause erleiden müssen, mit „Lesen durch Schreiben“ wenigstens in der Schule einen kleinen Ausgleich bekommen.

Nun will ich aber aufhören, mich weiterhin über die Fibeln auszulassen. Soooo wichtig ist das Ganze ja nun wirklich nicht und gehe über zum „persönlichen Teil“:

Diejenigen unter euch, die mich persönlich näher kennen, wissen, dass ich unter einer „Wanderneurose“ leide - und zur Zeit, bzw. schon das ganze Jahr, ist das „Neuseeland-Syndrom“ angesagt. Vielleicht könnt ihr mit dieser Aussage wenig anfangen, denn sowohl der Ausdruck „Wanderneurose“ als auch das „Neuseeland-Syndrom“ sind keine wissenschaftlichen Begriffe. Ihr müsst euch darunter folgendes vorstellen: Ich habe rheumatische Schmerzen. Die Schmerzen verstärken sich. Ich gehe schließlich zum Arzt, um mich behandeln zu lassen. Der Arzt stellt keine rheumatischen Entzündungen fest. Daraufhin verschwindet mein „Rheuma“. Nachher bekomme ich eine „nervöse Reizblase“. Ich leide unter permanentem Harndrang und vermeintlicher „Blasenentzündungen“. Schließlich gehe ich wieder zum Arzt und der stellt fest, daß ich körperlich vollständig gesund bin - daraufhin verschwindet die „nervöse Reizblase“. Anschliessend bekomme ich Zahnschmerzen - unerträgliche. Ich suche den Zahnarzt auf, doch der findet nichts - und die Zahnschmerzen verschwinden usw. - meine Neurose wandert. Und auf dieser Wanderung ist nun zur Zeit das „Neuseeland-Syndrom“ angesagt. Das bedeutet: ich habe irgendwie „die Schnauze voll“, ich will nicht mehr, ich fühle mich geistig ausgelaugt und denke: „Ich haue jetzt ab nach Neuseeland und beschliesse dort in Ruhe meinen Lebensabend. Von dem ganzen Krempel hier will ich nichts mehr wissen,

nachdem mein 'pädagogisches Lebenswerk' vielleicht von Anerkennung, sicher aber nicht von Erfolg gekrönt sein wird."

Nun steht zwar nicht wirklich zu befürchten, dass ich nach Neuseeland abhaue - was soll ich dort? Kiwis pflanzen? Nein, mit solchen Überlegungen beschäftigte ich mich damals, als man mich in Möhlin als Lehrer entliess, jetzt bin ich mit dieser Denke durch. Aber interessant ist für mich doch, dass ich ein „Neuseeland-Syndrom“ pflege. Irgendetwas ist im letzten Jahr mit mir geschehen. Aber was? Ich weiß es nicht. Persönlich, privat geht es mir ausgezeichnet, wirklich ausgezeichnet - wie schon lange nicht mehr, aber beruflich habe ich irgendwie die Lust verloren. Ich will nicht mehr! Noch tue ich zwar vieles, noch habe ich jede Menge Ideen und Pläne, noch halte ich Vorträge und führe Ferienseminare durch, noch gehe ich in die Schule, im Moment 14 Wochenstunden in meiner ersten Klasse, noch interessieren mich (manchmal) didaktische Fragen, nur frage ich mich, wie lange noch? Ich will nicht mehr!

In den bald drei Jahren, die wir nun in Bad Oldesloe leben, hat sich mein Verhältnis zur Natur vertieft. Weil wir in einem Haus wohnen, das kein bebautes Gegenüber hat, sondern einen unverstellten Blick ins Grüne gewährt - unseren Garten, dahinter ein Moor und am Horizont der Wald - leben wir offensichtlich stärker im Rhythmus des Jahres und das hat u.a. dazu geführt, dass viele Dinge eine andere Wertschätzung erhalten:

Schleswig-Holstein, das wissen nur wenige, zählt in der Werbung der Tourismus-Agenturen besonders überraschende, eindruckliche Wolkenformationen zu seinen Sehenswürdigkeiten, nicht weil das Land sonst nichts anderes zu bieten hätte, bewahre, sondern weil diese Wolken in der Tat atemberaubend und unglaublich sind. In der Schweiz, in Basel habe ich nie solche Wolken gesehen, weshalb ich immer wieder halbstundenweise nichts anderes tue, als aus unsrem „Salon“ blickend diese Wolkengebilde bewundernd anzustaunen und überwältigt dem Spiel von Licht und Schatten zu folgen.

Da kommen mir besondere Gedanken und mir scheint, dass unsere Wohnadresse eigentlich falsch sei: nur für die Post lautet sie „Mennokate“, in Wirklichkeit wohnen wir an der „Strasse der unvergleichlichen Sonnenauf- und -untergänge“. Diese Sonnenauf- und -untergänge lassen sich gar nicht beschreiben und sind eindrucklicher als 95% des Fernsehprogramms, das uns auf 40 Kanälen langweilt. Vor allem das Licht hat es mir angetan. Ich bin zwar noch kein Lichtmystiker, aber ich verstehe zunehmend, warum es im alten Ägypten Sonnenanbeter gab.

Durch diese neu in mir aufgekommene Lichtfaszination fand ich wieder Zugang zu einem lange vernachlässigten Interesse aus meiner Jugend, als ich mich eine Weile lang sehr intensiv mit moderner, hauptsächlich ungegenständlicher Malerei beschäftigte und sogar eine Deutung der Monochrommalerei mit Hilfe der „Kritik der Urteilskraft“ von Kant verfasste.

Ja - ich will nicht mehr! Ich möchte nur noch im Garten sitzen und mich über Bäume, Sträucher, Blumen und Gräser, über Bienen, Schmetterlinge, Schnecken und Vögel wundern, mich über Hannibal amüsieren, das Wildkaninchen, das unser Gemüse frisst, möchte endlich wieder mal ein richtig gutes Buch lesen, z.B. den schönsten Roman, den die Weltliteratur für mich bereithält, „Der Marmorfaun“ von Nathaniel Hawthorne, und möchte - dies vor allem andern - endlich einmal Zeit für Nichtstun haben, für wirkliches Nichtstun, nicht für „qualifiziertes“, Zeit haben, nur noch Zeit, um jene paar Fragen zu bedenken, die mich momentan als einzige brennend umtreiben und die letztlich nur wenig mit Schule und Lernen zu tun haben.

Offenbar werde ich alt: ich bin dabei, an meine Anfänge zurückzukehren. Meine Anfänge - d.h. im persönlichen Leben: bildende Kunst, Literatur und Philosophie, vor allem Philosophie und das ist eine Entwicklung, die ich ungemein spannend finde. Weil in meiner Jugendzeit

Karl Jaspers in Basel lebte und lehrte, bin ich natürlich stark von seiner Existenzphilosophie geprägt worden und einzelne seiner Gedanken beschäftigen mich täglich, z.B. seine Formulierung vom „sich selbst geschenkt werden“. Da wache ich, wie fast alle Menschen, jeden Morgen aus traumlosem Schlaf auf und „werde mir geschenkt“: mich meiner selbst bewusst wieder findend bekomme ich ein Leben geschenkt und ein Schicksal, eine Biografie und Zukunftsmöglichkeiten - und eine Welt voller Wunder. Ich bin kein Philosoph und ein Dichter schon gar nicht, weshalb ich nicht in Worte zu fassen vermag, was mir dabei buchstäblich den Atem nimmt, jedenfalls kann ich Walt Whitman sehr gut verstehen, wenn er im „Gesang von mir selbst“ u.a. schreibt:

„Ich glaube, ein Grashalm ist nicht geringer als das Tagwerk der Sterne, Und die Ameise ist nicht minder vollkommen, und des Zaunkönigs Ei, und ein Sandkorn, Und die Baumkröte ist ein Meisterstück vor dem Höchsten, Und die Brombeerranken können die Hallen des Himmels schmücken, Und das schmalste Gelenk meiner Hand spottet aller Technik, Und die Kuh, die wiederkäut mit gesenktem Kopf, übertrifft jedes Bildwerk, Und eine Maus ist Wunders genug, um Sextillionen von Ungläubigen wankend zu machen.“

Da kommen mir dann auch Theatererlebnisse aus meiner Jugend wieder in den Sinn, als Dürrenmatt in Basel seine wichtigsten Stücke persönlich inszenierte und verstehe immer mehr jenen Engel, der nach Babylon kam und seinen göttlichen Auftrag, das Mädchen Kurrubi zu beschützen, vernachlässigte, weil ihn die Wunder unserer Erde nicht mehr losliessen:

„Alles, was ich fand auf diesem Stern, war Gnade und nichts anderes: Ein unwirkliches Wunder in den erhabenen Wüsteneien der Gestirne. Der blaue Sirius, die weiße Wega, die tosenden Cepheiden in der Nachtschwärze des Alls - so abenteuerlich auch ihre Leiber und die Kraft, mit der ihre Nüstern Lichtgarben in den Raum fegen, weltenweite Blasbälge, nie wiegen sie dieses Körnchen Materie auf, diese winzige Kugel, an ihre Sonne gebunden, umkreist von einem kleinen Mond, gebettet in Äther, atmend im Grün der Kontinente, im Silber der Meere.

Ich muss nun entschwinden, doch bin ich beladen mit bunten Steinen, behängt mit Wundern. Mit Seestern, Moos und Tintenfisch. Umsummt von Kolibris, in den Händen Sonnenblumen, Malven und die Ähren des Kornes, eiszapfenklirrend, Korallen im Haar, Schlehdorn und Schneckenhaus, die Füße rot von Sand, Tau am Saume des Kleids. Schwankend unter all dieser Gnade, unter all diesem Gewicht wie ein Betrunkener mit schwer flatternden Flügeln. So entschwinde ich, so entschwebe ich, euch Glückliche, zurücklassend auf der Erde. So gehe ich ein in meine Sonnen, in das milchige Weiß des Andromedanebels in dämmerhafter Ferne. So tauche ich zurück in das dunkle Feuer des Antares.“

Der Antares ist mir verschlossen - aber Neuseeland wäre doch was? Ich grüsse alle ganz herzlich, wünsche allen schöne Feiertage und für 1998 persönlich und für die Schule alles Gute  
Jürgen Reichen

PS 1:

Anfangs September durfte ich in Berlin an einer Tagung teilnehmen, an der auch eine hochkarätige Frau aus der Wirtschaft referierte und rein sachlich schilderte, „wie der Hase in der globalisierten Wirtschaft derzeit so läuft“. Im Wesentlichen waren mir die Thesen, die sie vertrat schon bekannt, nur eine war mir „halbneu“, weil ich sie bisher zwar schon kannte, aber verdrängte und nicht wahrhaben wollte. Nun habe ich diese Einsicht - widerwillig zwar, aber doch abschliessend zur Kenntnis genommen: Marketingqualität schlägt Produktqualität! D.h.:

nicht das bessere Produkt setzt sich am Markt durch, sondern dasjenige, das besser vermarktet wird!

Einige unter euch ahnen jetzt schon, was nun kommt: der Marktanteil von „Lesen durch Schreiben“ ist mir mit derzeit 0,72 % einfach zu klein und das hat nichts mit der Qualität des Ansatzes zu tun, sondern mit dem Marketing und deshalb wiederhole ich an dieser Stelle eine alte Bitte: Der Verlag Heinevetter ist zu klein und hat die Marketingmöglichkeiten nicht, meinen Ansatz und meine dazugehörigen Materialien wirkungsvoll zu bewerben und unter die Leute zu bringen. Ihr müsst uns helfen!

Wie? Das entscheidet jedeR für sich - nach den eigenen persönlichen und schulischen Besonderheiten. Eine Idee, die einzelne KollegInnen schon erfolgreich umsetzen, ist eine Art pädagogisches „tupper ware-System“. Das geht so: Ihr bietet eigenaktiv, in Verbindung mit einem Schulumt, der Gewerkschaft, über Sponsoring der örtlichen Sparkasse oder schlicht privat ein Fortbildungsseminar z.B. über „Freiarbeitsmaterial“ an. Das Seminar dauert zwei evtl. drei Nachmittage und im Rahmen eines auch gemütlichen Zusammentreffens mit alten Freundinnen usw. gebt ihr eine kritische Übersicht über Freiarbeitsmaterialien bzw. Allein-arbeitsmittel. Dabei sollte es allerdings nicht nur um Heinevetter-Artikel gehen, ihr solltet wo-möglich die ganze Bandbreite des Angebots zeigen, also auch den Profax, die Stöpsel-karten, den Lük usw. usw.

Am ersten Nachmittag haben die KollegInnen die Möglichkeit, in Ruhe diese Materialien kennenzulernen, am zweiten Nachmittag lernen sie, wie man zu diesen Materialien selber Aufgaben entwickelt, also beispielsweise, wie man ein Lük- oder Profax-Programm gestaltet. Dies ist ein durchaus seriöses Fortbildungsangebot, das ich selber immer wieder anbiete – zum „tupper-ware-System“ wird es, weil die KursteilnehmerInnen die erläuterten Materialien bei Interesse auch käuflich bei euch erwerben können. Dabei würden euch die Heinevetter-Artikel mit 25% Rabatt geliefert, 10% gebt ihr euren Kolleginnen weiter und 15% behaltet ihr selbst als Entschädigung für eure Bemühungen. Das ist nichts Unsittliches und deshalb könnte ich mir vorstellen, dass euch auch andere Verlage vergleichbare Konditionen anbieten.

Wer daran interessiert ist, ein solches Fortbildungsangebot zu machen, kann von mir Unterstützung bekommen: ich bin bereit, euch bei der Vorbereitung und Gestaltung eines solchen Seminars behilflich zu sein, indem ich euch auf Anfrage ein zugehöriges „Kursleitungsheft“ incl. programmatischer Unterlagen zukommen lasse.

PS 2:

Zum Thema Rechtschreibung hat sich in meinem Lehrerherzen in den letzten Jahren eine unglaubliche Wut angesammelt. Diese Wut wurde zusätzlich vergrößert, weil man mir als Autor von „Lesen durch Schreiben“ regelmässig vorhält, ich würde Rechtschreibung vernachlässigen und die Kinder, welche nach „Lesen durch Schreiben“ unterrichtet werden, könnten keine Orthografie. Das stimmt zwar nachweislich nicht, aber es ist mir bisher nicht gelungen, argumentativ gegen dieses Vorurteil anzukommen.

Nun bin ich mit den Jahren dieser Wut überdrüssig geworden - und im Herbst vorigen Jahres hatte ich sie dann endgültig satt und habe sie mir von der Seele geschrieben, in der Hoffnung, dass ich nie mehr im Leben mit Leuten über Rechtschreibung streiten muss, sondern künftig diesen Text abgebe - und das wars dann.

Diesen Text lege ich Euch bei - ohne, dass ich noch besonders etwas dazu erwähne, denn ich denke, er versteht sich von selbst. Ich will nur noch einmal ausdrücklich betonen, dass es

sich nicht um eine wissenschaftliche Abhandlung handelt, sondern um ein Pamphlet. Ein Pamphlet scheint mir im Zusammenhang mit Rechtschreibung die einzige angemessene „Textsorte“ zu sein, denn nachdem in den letzten 30 Jahren alle Orthografie-KritikerInnen kaum etwas bewirkt haben, denke ich, mit leisen und wohl-differenzierten Hinweisen ist auf diesem Feld nichts zu bestellen.

Ich schrieb den Text im wesentlichen vor einem Jahr und liess ihn dann ruhen. Jetzt, ein Jahr später, habe ich ihn wieder hervorgeholt und entschieden, ich stehe dazu! Nachdem, was inzwischen zum Thema „Rechtschreibreform“ in Deutschland abläuft, könnte man den Text natürlich erneut schreiben, aber dazu habe ich nun echt keine Lust mehr. Zudem: dieses ganze „Reformtheater“ ist für mich die Bestätigung, dass meine Grundvermutung zutrifft: in Deutschland ist Orthografie eine überwertige Idee, in diesem Feld reagiert ein Grossteil der Deutschen zwangsneurotisch. Wie die Angelegenheit politisch bzw. rechtlich ausgeht, ist im Augenblick offen, doch gestehe ich, dass ich täglich bete, das Bundesverfassungsgericht möge die sogenannte „Wesentlichkeitsfrage“ im Sinne der staatsrechtlichen Gegner der Reform entscheiden; d.h. feststellen, dass die KMK kein Recht hatte, diese Reform anzuordnen. Die neue Rechtschreibung dürfte dann in den Schulen nicht verlangt werden, weil sie keine rechtliche Grundlage hat - die alte aber auch nicht mehr (!), denn hier fehlt auch die rechtliche Grundlage. Diese Aussicht erfüllt mich mit grosser Hoffnung für die Schulen, dass sie nicht ganz unbegründet ist, konnte man vor Wochen beispielsweise auch im „Spiegel“ lesen: da wurde Kultusminister Wernstedt (Niedersachsen) und derzeit KMK-Vorsitzender zitiert mit der Aussage, dass bei einem negativen Entscheid aus Karlsruhe „Rechtschreibung nicht mehr abiturrelevant sein könne“ denn wie gesagt, die Schule dürfte sie dann nicht mehr verlangen. Und dafür bete ich - und alle, die ein Herz für Kinder haben, sollten mitbeten.

Nun unabhängig darum, was passiert, meine Forderung, diese „geschissene“ Rechtschreibung endlich tiefer zu hängen, bleibt davon unberührt. Und deshalb biete ich euch an: Wer diesen Text an andere weitergeben will darf das tun, ich mache euch sogar das Angebot, dass, wer ihn verteilen und weitergeben will, gratis nochmals bis zu 10 Expl. bei mir bekommen kann.

Jürgen Reichen

\*\*\*\*\*

Brief 7

Anfang April 1999 / Rund-Telegramm

Liebe Kolleginnen und Kollegen,  
für einen ausführlichen „Rundbrief“ fehlte und fehlt mir die Zeit. Ich stecke bis über den Kopf in Arbeit und meine inzwischen bald 60 Jahre haben eine eigene Vorstellung davon, was ich mir zumuten kann. So möchte ich es für diesmal mit ein paar Stichworten bewenden lassen:

- o Persönlich geht es mir blendend (ich habe im letzten Herbst sogar den „Marmorfaun“ noch einmal gelesen - mit eigenartigen Erfahrungen).
- o Beruflich bin ich eher unzufrieden - irgendwie geht nichts so richtig vorwärts, und nichts wird fertig.
- o Lediglich die Lernsoftware „Elementares Können“ sowie ein neuer Programmteil „Lesen durch Schreiben“ werden im Sommer auf den Markt kommen - und darauf bin ich stolz: ich glaube, dass das eine echt gute Sache ist.

- o Im letzten Herbst habe ich einen m.E. wichtigen Artikel geschrieben, der euch interessieren dürfte: Lesen und Schreiben von Anfang an? Nein!!! (incl. ein Briefwechsel mit H. Balhorn). Erschienen in: Balhorn, H./Bartnitzky, H./Büchner, I./Speck-Hamdan, A. (Hrsg.): Schatzkiste Sprache 1. Arbeitskreis Grundschule - Der Grundschulverband e.V. (Frankfurt/M) sowie Deutsche Gesellschaft für Lesen und Schreiben - DGLS (Hamburg) ISBN 3-930024-68-3
- o Langsam, aber stetig taste ich mich an eine neue bzw. andere Theorie des Schriftspracherwerbs heran. Davon rede ich zwar auch schon seit 4 Jahren, aber bei mir dauert halt alles -so nach dem Motto: Gut Ding will Weile haben. Es scheint, als ob es ein Jahr braucht, bis ein neuer tragender Pfeiler zur Verfügung steht. Seit einem Jahr ist die „prästabilisierte Harmonie“ von Leibniz im Spiel, und zusammen mit den schon länger im Spiel sich befindenden Begriffen „platonische Spontanaktualisierung“, „entelechetische Evolution“, „genetisch-deter-minierte 'Lern'prozesse“ und „morphische Resonanz“ schmiede ich die „Waffe“, mit der ich hoffe, die 500jährige Vorherrschaft des Fibelunterrichts endlich zu brechen. Dass die Fibel „lebt“ wird wohl niemand im Ernst behaupten, dass sie „tot“ sei, lässt sich leider auch nicht sagen - sie ist ein Zombie (und mehr möchte ich hier dazu nicht sagen).

Nun wäre es natürlich nicht nötig gewesen, dieser paar Stichworte wegen einen „Versand“ zu organisieren. Der wahre Grund - ehrlich zugestanden - sind die Sommerseminare 1999, die ich euch ans Herz legen möchte. Es wäre hilfreich für mich, wenn ihr die Informationen zu den Seminaren unter die Leute bringen könnt. Nachdem dieses Jahr Weimar europäische Kulturhauptstadt ist, haben wir den Schwerpunkt der Seminare nach Weimar verlegt - so können die Leute nicht nur „Lesen durch Schreiben“ bzw. den „Werkstattunterricht“ kennen lernen, sondern sich auch noch kulturell „etwas Gutes tun“.

Euch wünsche ich von ganzem Herzen erholsame, schöne und vergnügte Ostertage!  
Herzlichste Grüße

Jürgen Reichen

\*\*\*\*\*

Brief 8

Jürgen Reichen  
Bei der Mennokate 17  
23843 Bad Oldesloe

Email: j.reichen@t-online.de

Ende September 1999 / Rund-Telegramm

Liebe Kolleginnen und Kollegen,  
„Reichen-News“, das sind nicht nur Nachrichten, sondern auch Neuigkeiten, die ich euch empfehlen möchte. Ehrlich! Zugleich möchte ich die Gelegenheit nutzen, ein paar persönliche Dinge zu berichten: Ich werde z.B. immer wieder gefragt, ob es denn ein Schweizer in Deutschland aushalten könne, so ohne Matterhorn etc. Nun - ich sage uneingeschränkt ja, ich kann und ich kann es sehr gut. In meiner Heimatstadt Basel gibt es nämlich auch kein Matterhorn und die Stadt darf man, bei allen Reizen, die sie hat, nicht mit Hamburg vergleichen. Hamburg ist eine großartige Stadt und die Landschaft gegen Lübeck hin, wo wir wohnen, ist wunderschön. Und vor allem: Die Leute, mit denen wir zu tun haben, sind alle ausgesprochen nett. So geht es uns also sehr gut im Norden Deutschlands.

Was eher weniger gut „läuft“ ist die Arbeit. Da ich einen ziemlich chaotischen Stil fahre, müssen meine Frau, unsere Tochter, ihr Freund und alle anderen „Helfer“ eine hohe Frustrationstoleranz, starke Nerven und viel Geduld aufbringen. Dass sie das tun, nahezu klaglos, kann ich ihnen gar nicht genug danken. Ohne sie wären die vorliegenden Neuheiten nicht fertig geworden.

Auch Werner Klopfer, meinem Verleger, bin ich zu Dank verpflichtet. Es war im Jahr 1970, als der Verlag Heinevetter von mir den Unterrichtsvorschlag „Birne im Weltraum“ erhielt - als „Probefassung“. Diese sollte nach Erprobungen bereinigt und verlegt werden. Das ist mittlerweile 30 Jahre her. Der Verlag Heinevetter hatte den Glauben längst verloren, dass daraus jemals noch etwas werden könnte - und auch ich musste mir offen eingestehen: So geht es nicht! Daher versuchte ich, endlich einmal meine Kräfte zu bündeln und wenigstens ein paar meiner angefangenen Projekte zu Ende zu bringen. Und weil es wirklich nicht nötig ist, eine Unterrichtswerkstatt 30 Jahre lang „reifen“ zu lassen, lege ich nun zugleich mit meinem ältesten Themenvorschlag meinen jüngsten vor: Die „Weihnachtswerkstatt“, die vor Jahresfrist entstand.

Ihr wisst ja, dass ich nicht ganz unbescheiden bin und deshalb bin ich auf das neue Computerprogramm „Lesen durch Schreiben“ richtig stolz. Dass es uns gelungen ist, dieses Programm zu realisieren, auf einem Gebiet, wo weltweit finanz- und leistungsstarke Verlage um die Programmnutzer konkurrieren, grenzt an ein kleines Wunder. Und an den neuen Werkstatt-Heften freue ich mich ebenfalls riesig. Ich finde sie Spitze! Und eins noch: Den Einführungspreis (gültig bis 30. November 1999) sollte man nutzen!

Herzlichste Grüße Euer  
Jürgen Reichen

\*\*\*\*\*

Brief 9

Jürgen Reichen  
Bei der Mennokate 17  
23843 Bad Oldesloe

im April 2001

Liebe Kolleginnen und Kollegen,  
jährlich einen Rundbrief zu verschicken, nehme ich mir zwar regelmäßig vor, und ebenso regelmäßig gelingt es mir nicht. Doch nun habe ich es endlich wieder einmal geschafft und darf allen, die es wissen wollen, mitteilen: persönlich, privat geht es mir ausgezeichnet. Zwar arbeite ich ziemlich viel, aber ich lebe auch. Und wenn sich auf dem Schreibtisch noch so viel türmt, meinen Sonntagsspaziergang oder den Sonntagabend-Krimi lasse ich mir durch nichts nehmen, denn ich weiß: Wer seine Kräfte überzieht, wird nie an sein Ziel gelangen. Ich habe leider schon zuviele KollegInnen erlebt, die sich mit einem Riesenelan „ins Getümmel stürzten“ und dann nach kurzer Zeit frustriert das Handtuch warfen und sich schmollend oder resigniert ins Privatleben zurückzogen. Deshalb halten wir in der Familie an ein paar Lebensweisheiten fest, z.B.: Wir tun, was wir können, und was wir nicht können, lassen wir! So wichtig die Schule auch ist, sie ist nicht alles!

Vom letzten Rundbrief her wisst ihr, dass ich Liebhaber von Schleswig-Holsteins Wolken bin und diese Liebe ist in den letzten Jahren immer größer geworden. Da gibt es manchmal

Abendstimmungen von solch erhabener Eindrücklichkeit, dass meiner Frau und mir ganz tief bewusst wird: Wir sind zwar nicht einmal Staubkörner im Universum, trotzdem haben wir das Recht, hier zu sein, weil uns ein Leben geschenkt ist, weil es uns gibt. Viele Sonnenuntergänge sehen so aus, als vermittelten sie Botschaften, speziell für uns. Wir können sie nicht lesen, aber Regina fotografiert die Wolkenformationen - und wer weiß, vielleicht begreifen wir ihre Botschaften eines Tages.

Meinen Sommerurlaub verbrachte ich im Krankenhaus. Ich musste meine Hand operieren lassen, weil ich an einer sog. Dupuytren'schen Kontraktur litt. Ich will hier nicht die Krankengeschichte ausbreiten, nur soviel: das Handicap beim "Dupuytren" ist, dass man einzelne oder alle Finger nicht mehr strecken kann - bei mir war es der kleine rechts, wodurch ich im Alltag zunehmend kleinere oder größere Probleme bekam. Ich musste nicht arg leiden und die Menschen im Spital zu erleben - Ärzteschaft, Pflegepersonal, Patienten und Besucher - war für mich als Psychologe spannend. Nach der Klinik wurde ich über viele Wochen hinweg durch Fingergymnastik auf Trab gehalten und obwohl ich nur wenig Schmerzen hatte, war ich doch so weit in Mitleidenschaft gezogen, dass ich nicht richtig arbeiten konnte.

In der Schule ging es mir „schlecht“. Die schleichenden Veränderungen, die wir alle seit Jahren feststellen können, haben nun - jedenfalls an unserer Schule - das Maß erreicht, da Quantität in Qualität umschlägt. Auch wenn ein Wasserhahn nur tropft, irgendwann wird jedes Gefäß überlaufen. Wir sind an diesem Punkt angelangt: „Nichts geht mehr“. (Das war übrigens der Titel eines Abend-Vortrags bei uns im "Institut für Lehrerfortbildung", der sich mit jenen Kindern beschäftigte, „die aus der Welt gefallen sind“, wie der Journalist Reinhard Kahl es formulierte). Vielleicht dramatisiere ich. Aber meiner Situationsanalyse schließen sich viele an: Das Erziehungs"geschäft" ist belastend geworden, die finanziellen Engpässe beschneiden uns substanziell, die Probleme mit den Kindern und der Druck durch Eltern und Öffentlichkeit haben bei uns derart zugenommen, dass Lethargie um sich greift.

LehrerInnen mit Substanz und Ethik zusammenzuführen, die ihre Kräfte vereinen und eine optimistische Vision aufrechterhalten, wird zunehmend schwieriger. Immer mehr KollegInnen ergreifen die „Flucht“: in die Krankheit, in die selbstbezogene Privatheit oder in eine innere Trutzburg, sich nach aussen zynisch-verhärtend. Dabei können wir doch nur gegensteuern, wenn alle, die sich vor dem „Absturz in die Barbarei“ fürchten, zusammenhalten.

Ja, in der Schule ging es mir "schlecht". Ich kam mit 14 Wochenstunden in eine Klasse 4, versuchte, Kurs zu halten, und schaffte es nicht. Zwar wusste ich sehr wohl, was zu tun wäre - aber ich tat es nicht, frag mich niemand, warum. Ich geriet zunehmend in eine eigentliche Krise. Diese Krise hatte mehrere Namen: Benni in erster Linie und Michaela, Neslihan und Leah, Ali und Jerry sowie einen Hintergrund - die zunehmende kulturelle Verwahrlosung und "sittliche" Verrohung ganzer Bevölkerungssegmente. Ich will hier nicht in Einzelheiten gehen, zumal ihr die Kinder, die mir - und sich selber - das Leben schwer machen wahrscheinlich selber kennt - sie heißen bei euch anders, aber die Probleme, die sie der Schule bereiten, sind die nämlichen. Es kam zu vielen schlaflosen Nächten und ich geriet an den Punkt aufzugeben. „Durchmogeln“, wie ich es häufiger bei KollegInnen feststellen kann, wollte ich mir nicht gestatten und mein didaktisches Konzept preisgeben, indem ich mich davonstehle, wollte ich auch nicht. Ich war ratlos - und als dann anfangs Dezember schließlich effektiv „nichts mehr“ ging, da brannte auch noch unsere Klasse aus.

Im Rückblick kann ich dieses Ereignis nur symbolisch einordnen, damals allerdings saß uns allen der Schreck in den Gliedern. Nichts aus der Klasse war zu retten. Was das Feuer nicht fraß, wurde vom Löschwasser unbrauchbar und was trocken und scheinbar intakt blieb, war durch den Rauch dioxinvergiftet, zwar nur im Mikrobereich aber doch stark genug, so dass

die Behörden nichts mehr zur Wiederverwendung frei gaben. Wir hatten ausgesprochen Glück, weil sich der Brand in der Pause ereignete, als alle Kinder im Hof waren. Es war 11 h 35, die Kinder verließen den Klassenraum, sie sollten nach der zweiten großen Pause zum Schwimmen. Etwa um 11 h 45 realisierte Bruno, dass er sein Schwimmzeug vergessen hatte und kehrte in die Klasse zurück. Dabei entdeckte er, dass das Lehrerpult in Flammen stand. Der Junge reagierte besonnen und informierte unverzüglich die nächsterreichbare Kollegin, welche Feueralarm auslöste, den zunächst natürlich niemand ernst nahm. Mit hauseigenen Feuerlöschern konnte der Hausmeister bereits nichts mehr ausrichten und als 10 Minuten später die Feuerwehr da war, waren die Klasse und das Inventar nicht mehr zu retten.

Später wurde durch die kriminaltechnische Untersuchung festgestellt, dass ein altes Positiometer, das im Lehrerpult eingebaut war, durchbrannte. Unsere Klasse ist nämlich in einem früheren Fachraum für Chemie untergebracht, und das Lehrerpult hatte ursprünglich Wasser-, Gas- und Elektroanschluss. Als man vor Jahren die Gas- und Wasserzufuhr abstellte, wurde dieses Positiometer vergessen. Es stand offenbar über Jahre unbemerkt unter Strom, bis es dann am 4.12.2000 um 11 h 40 durchbrannte. Und weil wir begonnen hatten, Weihnachtsdekorationen zu basteln und das Pult mit Seiden- und Glanzpapieren, Klebstoff usw. zusätzlich zum "üblichen" Papierkram belegt war, fand das Feuer reichlich Nahrung. Ich will hier nicht mehr berichten - ich jedenfalls habe seither für Maßnahmen zum Brandschutz sehr viel mehr Verständnis als früher, habe ich doch gesehen, wie unglaublich rasch sich Feuer der Kontrolle entzieht und wie verheerend es sich auswirken kann. Durch die Hitze barsten die Fensterscheiben und die Deckenleuchten tropften, anzuschauen wie Eiszapfen, von der Decke. Nicht auszudenken war, was geschehen wäre, wenn das Feuer am Wochenende oder in der Nacht ausgebrochen wäre, womöglich wäre die ganze Schule ausgebrannt, ehe man es bemerkt hätte.

Die nachfolgenden Wochen waren für die Klasse und ihre LehrerInnen eine Geduldsprobe. Wir hatten keinen eigenen Raum mehr, die Kinder konnten ihre Utensilien nirgends lagern und vor allem fehlte uns sämtliches Unterrichtsmaterial - keine Lesecke, keine Bauklötze, keine Computer, keine Hefte und keine Bücher. Auch die Kinder mussten alles, was zur Zeit des Brandes im Klassenraum war, abschreiben. Zwar bekamen sie neue Federtaschen usw. - aber Marisa's Poesiealbum z.B. war verloren.

Unterricht, wie er sein sollte, war nicht möglich, sogar die liebenswürdigen und an sich fleißigen Kinder, die es in der Klasse auch gibt, wurden "schwierig". Ich war ratlos und kurz davor aufzugeben. Doch dann, am Tiefpunkt, regte sich endlich mein Stolz und meinte: "Jetzt ist aber Schluss - auf meiner Nase tanzen diese Gören nicht mehr rum!" Der Not gehorchend ergriff ich Maßnahmen, die ich früher als Hinweis auf mangelnde berufliche Professionalität betrachtet hätte:

1. Ich "erpresste" meine Schulleiterin und verlangte, dass Benni aus der Klasse genommen wird. Ich weigerte mich, weiterhin Verantwortung für diesen Jungen zu übernehmen und drohte an, andernfalls "krank" zu werden. Ich machte ihr klar, dass ich schon wusste, wie es hinzukriegen wäre, ärztliche Atteste beizubringen, die mir Berufsunfähigkeit bestätigen würden. Nun ist Benni in der Parallelklasse und hält die KollegInnen dort auf Trab. Damit kein falscher Eindruck entsteht: Diese Maßnahme war unumgänglich und zwar deshalb, weil einerseits die Konstellation Benni-Michaela absolut nicht haltbar war. Die beiden Kinder mussten getrennt werden. Andererseits wurde Benni von der Klasse einhellig und entschieden abgelehnt. Positive Einflüsse der anderen Kinder waren nicht gegeben.

2. Ich schloss Neslihan vom Unterricht aus, indem ich ihre Mutter veranlasste, das Mädchen aus der Schule zu holen und den Rest des Vormittags zu Hause zu behalten. Diesen Telefon-

anruf zu tätigen, der Mutter mitzuteilen, sie möge bitte ihre Tochter holen, weil ich nicht mit ihr fertig werde, kostete mich enorme Überwindung. Deshalb wartete ich mit diesem Anruf viel zu lange, bis es fast zu spät war. Heute weiß ich, ich hätte Neslihan's Eltern früher alarmieren sollen, denn diese Maßnahme war erfolgreich und inzwischen hat sich das Problem Neslihan erledigt.

3. Ich holte die Polizei in die Klasse. Als Jerry einen Zweitklässler beklautete und danach kein Schuldgefühl erkennen ließ, da er ja dem andern Kind bloß eine Pokemonkarte (und nicht etwa 100) weggenommen hatte, war meine Toleranz zu Ende. Die ganze Klasse reagierte nämlich ähnlich. Die Kinder wussten sehr wohl, dass man nicht stehlen darf und sie würden vermutlich auch die Finger von 5000 Mark lassen - aber 5 Mark, die darf man mitlaufen lassen, das ist noch nicht gestohlen. Mein Hinweis, dass Diebstahl Diebstahl sei, wollten sie mir nicht abnehmen und da war für mich endgültig klar, dass nun etwas zu klären war. Ich klagte natürlich nicht Jerry des Diebstahls an, sondern bat den "Bünabe" (das ist in Hamburg der "bürgernahe Beamte") in die Klasse zu kommen, um die Kinder "amtlich" aufzuklären, wie das mit dem Diebstahl ist. Das machte Eindruck und die Kinder wissen seither - endlich! - verbindlich, dass ich wirklich "Halt" meine, wenn ich "Halt" sage.

Inzwischen ist alles - fast alles - "gebongt". Natürlich hatten wir zusätzlich zu den erschwerenden Bedingungen hinsichtlich der Unterrichtsführung erhebliche Mehrarbeit. Das ausgebrannte Klassenzimmer musste ausgeräumt werden, es waren Verlustlisten zu schreiben, es musste neues Material und Mobiliar beantragt und bestellt werden. Ich erspare mir hier Einzelheiten zum Thema Versicherung, Baubehörde, Handwerksfirmen usw. Ich wünsche jedenfalls niemandem Ähnliches und bewundere immer noch die Souveränität, mit der unsere Schulleiterin, die ja sonst schon mehr als genug am Hals hat, das "Krisenmanagement" bewältigte. Vor allem aber bin ich meiner Kollegin Conny Kastel dankbar. Als betroffene Klassenlehrerin - ich bin ja nur 14 Stunden in der Klasse - und weil das Feuer "ihren" Raum heimsuchte, in dem sie seit über 10 Jahren unterrichtete, hat sie die ganze, große Mehrarbeit klaglos übernommen und mich entlastet, damit ich trotz Krise meine Schreibtischprojekte weiterführen konnte (und das habe ich auch getan, wie ich später noch berichte).

Ende März konnten wir unseren Raum, jetzt vollständig renoviert, endlich wieder beziehen. Computer und "offizielles" Unterrichtsmaterial wie Mathematik und SABEFIX sind ersetzt worden. Doch all die vielen Dinge, die man als LehrerIn zusätzlich in eine Klasse trägt, Bastel- und Gestaltungsmaterialien, "Kostüme" zum Theaterspielen, Bücher aller Art, Büroartikel wie Locher, Schneidemaschine usw. waren abzuschreiben. Das alles müssen wir jetzt neu organisieren. Freilich ist das alles nicht nur ärgerlich. Dank des Brandes landeten auch Dinge auf dem Müll, die schon lange dorthin gehört hätten, die wegzuwerfen wir uns jedoch nicht aufzuraffen vermochten. Nun haben wir eine Chance zum Neuanfang - und sind entschlossen, sie zu nutzen.

Über den Alltag hinaus beschäftigten mich immer wieder lernpsychologische "Tiefenfragen", die mich umtrieben und geistig auf Trab hielten. Dabei drehe ich mich da allerdings seit Jahren im Kreis und komme seit Jahren mit meinen Überlegungen irgendwie nicht weiter. Das hat drei Gründe:

Zum ersten liegt es daran, dass wir es in der Schule seit eh und je mit immer den gleichen Fragen und Aufgaben zu tun haben. Weil Kinder eine Art "anthropologische Konstante" darstellen, gibt es wenig Neues unter der Sonne und die Diskussionen, die wir schon in den 60er und 70er Jahren des letzten Jahrhunderts führten sind immer noch top aktuell. Viele Stellungnahmen von damals könnte man beispielsweise in der derzeitigen hamburger Situation problemlos einbringen, niemand würde ihnen "ihr Alter" anmerken, nur der Sprachstil

müsste etwas angepasst werden, die Überlegungen an sich jedoch keineswegs. Noch immer wird nach dem Motto gehandelt: "Wir wissen zwar nicht, was die Zukunft bringt, aber wir bereiten gezielt darauf vor".

Der zweite Grund meines Zögerns liegt darin, dass ich den derzeitigen Wissenschaftsbetrieb als ziemlich steril und wenig begeisternd empfinde. Im Hinblick auf das, was tagtäglich in deutschen Klassenräumen sich ereignet, ist aus meiner Sicht die sogenannte Wissenschaft ohne Belang. Zwar berufen sich LehrerInnen gelegentlich auf Wissenschaft, aber bei näherer Betrachtung ist es dann immer "Hintertreppen"-wissenschaft, wie beispielsweise die EDU-Kinesiologie, die als seriöse "Gehirnforschung" gilt. Die "richtige" Wissenschaft spielt keine Rolle - grade so, als ob sie den Kontakt zur Schulwirklichkeit verloren hätte. Entsprechend interessiert mich das, was so allgemein publiziert wird - das tönt jetzt ungeheuer überheblich oder spießig - in keiner Weise. Ich bin nicht der einzige. In meinem Umfeld interessiert sich niemand für wissenschaftliche "Studien", niemand hat Ahnung - und solcherart ahnungslos geht unser aller Unterricht jenen Gang, den er immer schon ging.

Das ist - jedenfalls in meinen Augen - nicht nur fatal, unter bestimmten Aspekten hat es sogar sein Gutes. In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung geht es ja nicht nur um Erkenntnisgewinn. Rivalitäten, Karriereambitionen, kommerzielle Interessen, persönliche Eitelkeiten usw. spielen eine mindestens ebensogroße Rolle, so dass man viele angeblich wissenschaftliche "Untersuchungen" und deren "Erkenntnisse" getrost ignorieren darf. Gerade in den Erziehungswissenschaften liegt diesbezüglich vieles im Argen und empirisch wirklich sauber erhobene Befunde sind ausgesprochen selten. Da trifft es sich gut, dass LehrerInnen sich um "Wissenschaft" foutieren.

Ich gehöre gewiss nicht zu jenen, die nur als Wissenschaft akzeptieren, was die eigenen Überlegungen und Erfahrungen bestätigt. Der Erkenntnisfortschritt setzt die kontroverse Auseinandersetzung voraus - aber die muss gebunden bleiben an klare Regeln der Fairness und des sauberen methodischen Vorgehens. Im Zusammenhang mit "Lesen durch Schreiben" vermisse ich das aber bei vielen AutorInnen.

Da ich vor rund 25 Jahren in Zürich in der Behörde als wissenschaftlicher Mitarbeiter der "Pädagogischen Abteilung" arbeitete, konnte ich ausreichend Einblicke in den Wissenschaftsbetrieb gewinnen. Forschung kostet Geld - und Geld ist rar, und wenn es mal zur Verfügung gestellt wird, dann gilt "wer zahlt befiehlt"! Politische, ideologische, kommerzielle "Gefälligkeitsgutachten" kommen vor - häufig sogar aufgrund der "Schere im Kopf", d.h. ohne dass die VerfasserInnen selber wussten, was sie eigentlich taten. Nun darf man natürlich die schweizerischen Verhältnisse von damals nicht unbedingt 1:1 auf die heutigen in Deutschland übertragen - nur: so ganz anders scheint es mir hier nicht zu sein.

Der dritte Grund, warum ich nicht vorwärts kam, liegt in meinem Arbeitsstil. Mir fehlt die Begabung zur effizienten Zeiteinteilung und -nutzung. Ich verzettle mich und bin alles andere als konzentriert. Und da ich darüber hinaus sehr langsam bin und wohl auch bequem, konnte ich mich lange nicht aufraffen, die Gedankenfragmente, die ich im Kopf wälzte, aufzuschreiben. Ich wusste zwar, dass ich nur erfahren kann, ob diese Gedanken etwas taugen, wenn ich sie für andere nachvollziehbar notiere. Doch aus lauter Sorge, ein entsprechender Text würde ein Flop, traute ich mich lange nicht, etwas aufzuschreiben. Doch nun bin ich das Wagnis eingegangen. Ich habe ein Buch geschrieben: "Hannah hat Kino im Kopf - Die Reichen-Methode Lesen durch Schreiben und ihre Hintergründe für LehrerInnen, Studierende und Eltern. Da ich mich nicht selber loben kann, berichte ich hier nichts über dieses Buch, sage aber: ich bin mächtig stolz darauf. Es wird im Sommer bei Heinevetter, Hamburg bzw. Scola, Zürich erscheinen und wer es bis zum 31. Mai 2001 verbindlich bestellt, bekommt ein von mir persönlich signiertes Exemplar!

Auch sonst bin ich fleißig gewesen: Der *SABEFIX* hat einen Bruder bekommen: *Little genius*. Aus Platzgründen erspare ich mir an dieser Stelle, zu berichten, worum es geht und bitte euch, den beiliegenden Verlagsprospekt zu lesen. Nur soviel sei verraten: *Little genius* ist das Alleinheitsmittel, auf das ich seit Jahren warte. Konzipiert war es schon vor langer Zeit, doch die Herstellung verzögerte sich wegen technischer Probleme immer wieder. Nun aber macht mir der Verlag Heinevetter *Little genius* gleichsam für das kommende Schuljahr zum Geschenk: Im Spätsommer 2001 beginne ich zum letzten Mal in meinem Berufsleben eine 1. Klasse und bin dann endlich so ausgestattet, wie ich es mir schon lange wünsche!

Ich werde in meiner 1. Klasse nämlich auch noch eine weitere, lange erwartete Neuheit zur Verfügung haben: 105 neue *SABEFIX*-Programme in Heft-Form, die unter dem Titel *Lesen extra* in der neuen Heinevetter-Reihe *Kontrollfix plus* herausgekommen sind. Ich habe sehr viel Zeit und "Grips" in diese Programme investiert und glaube, dass sie den *SABEFIX* "würdig" ergänzen. Im übrigen verweise ich auch hier auf den Prospekt und erwähne lediglich, dass es in allen sieben Lernheften um sinnverstehendes Lesen geht - mit Wortmaterial aus dem natürlichen Lebensumfeld der Kinder. Das Lesen erfolgt in sachlogischen Zusammenhängen, so dass auch Kinder mit noch niedrigem Leseniveau eine Sinnstütze erhalten.

Womöglich denkt ihr nun: Ach, das gibt es doch schon alles, bei LÜK, Logico usw. Richtig! Zumindest scheint es so. Doch wer didaktisch wirklich was drauf hat und sich die Mühe macht, diese 7 Lernhefte genauer unter die Lupe zu nehmen, wird den entscheidenden Unterschied bemerken auf den es letztlich ankommt: die ganz andere Qualität!

Ich habe diesen Brief damit begonnen, dass es mir persönlich, privat ausgezeichnet gehe. Und beruflich kann ich das jetzt - nach dem Brand - auch sagen. Zwar fühle ich mich vor lauter Arbeiten manchmal wie im Hamsterrad, aber das Gefühl ist falsch. Irgendwann wird ja doch das eine oder andere meiner Projekte fertig. So ist z.B. auch die Sprach-Werkstatt Kai und Nina auf dem Riesenrad inzwischen erhältlich. Die Werkstatt ist ein echtes "Highlight" - spannend und abwechslungsreich. Die Kinder an unserer Schule haben sehr gerne mit ihr gearbeitet und meine Kolleginnen wundern sich über den Ideenreichtum. Nun da gibt es nichts zu wundern: Ich bin eben ein Sonntagskind. Ich gehe gerne in die Schule (auch wenn ich einen weiten Weg habe und morgens um 5 h 15 aus den Federn muss) und kehre ebenso gerne zu meiner Frau nach Hause zurück. Ich gucke viel in die Wolken und spüre dem Leben nach. Die kleinen Dinge im Leben - z.B. ein Eichhörnchen im Garten - geben mir Freude. Sie trösten mich darüber hinweg, dass der kommerzielle Marktanteil von "Lesen durch Schreiben" inzwischen auf 0,4% absank, dass so ein reichhaltiges Arbeitsmaterial wie z.B. der "Mathematix" letztes Jahr in ganz Deutschland - das sind über 30 000 Grundschulen, also mehr als 300 000 Klassen - nur etwa 600 mal verkauft wurde, dass Heinevetter rote Zahlen schrieb. Manchmal finde ich das "ungerecht" - doch dann gibt mir meine "bessere" innere Stimme zu verstehen: Versündige dich nicht an deinem Leben. Sei nicht vermessen. Denke daran, wie du Didaktik buchstabieren willst:

**D**i für dienen,  
**d**a für danken,  
**k** für kompetent,  
**t** für treu,  
**i** für integer und nochmals  
**k** für konsequent.

Euch allen wünsche ich, das Leben möge euch mit seinen unglaublichen Reichtümern und Schönheiten ebenso beschenken wie mich. Damit verabschiede ich mich für dieses Mal ganz herzlich euer  
 Jürgen Reichen

## Brief 10

im April 2002

Liebe Kolleginnen und Kollegen,  
 nach dem letztjährigen Rundbrief erreichten mich viele Zuschriften, über die ich mich sehr gefreut habe. Offenbar waren meine Schwierigkeiten in der Schule nachvollziehbar und haben bei manchen KollegInnen einen „Nerv“ getroffen. Leider war es mir nicht möglich, alle diese Zuschriften zu beantworten - der Tag hat bloß 24 Stunden. Ich hoffe darum sehr, dass diejenigen, die sich Zeit nahmen und die Mühe machten, mir zu schreiben bzw. zu mailen, Verständnis dafür aufbringen, dass ich ihnen eine persönliche Antwort schuldig blieb. Gefreut habe ich mich dennoch, das sei hier ausdrücklich wiederholt. Ob ich mit dem jetzigen Schreiben auch wieder einen „Nerv“ treffe, kann ich allerdings nicht abschätzen, denn dieses Mal gibt es (wenn man von den bildungspolitischen (Fehl-)Entwicklungen überall in Deutschland mal absieht) aus meiner Sicht eigentlich nur Erfreuliches zu berichten: 1. Mir und meinen Leuten geht es zur Zeit ausgezeichnet. 2. Es gibt eine vollständig überarbeitete Neu-Ausgabe von „Lesen durch Schreiben“!

\*\*\*\*\*

Zu 1 Persönlich geht es mir glänzend, obwohl ich eigentlich nicht weiß, warum. Die Weltlage scheint mir wenig erfreulich und die Verhältnisse in Deutschland können mich auch nicht begeistern. Selbst das Wetter war im Winterhalbjahr 2001/2002 eine echte Zumutung - jedenfalls für die Bewohner von Feucht-Grau-Land im Norden. Liebhaber von Wolkenbildern und kosmischen Botschaften, wie ich einer bin, kamen nie auf ihre Kosten. Wolken gab es zur Genüge, aber ohne Formationen, wochenlang lastete nur eine einzige geschlossene Graudecke über allem. Dass ich diese „meteorologische Trübsal“ mental überstand und lediglich gelegentliche 2-Stunden-Depressionen aushalten musste, ist für mich fast schon ein kleines Wunder. Zu erklären ist dieses Wunder nicht, es ist wohl so, wie es in einem philosophischen Gedicht beschrieben ist, das ich von Karl Jaspers kenne:

Ich bin, und weiß nicht wer;  
 Ich komme, und weiß nicht woher;  
 Ich gehe, und weiß nicht wohin;  
 Mich wundert´s, dass ich fröhlich bin.

Vor 11/2 Jahren war das ja noch ganz anders. Wer meinen letzten Rundbrief kennt, weiß, dass ich vor Weihnachten 2000 in der Schule eine veritable Krise hatte. Ich wollte mich davonmachen und in den Ruhestand verabschieden. Zum Glück hatte das mein Stolz nicht zugelassen und inzwischen bin ich sehr froh darüber, dass ich damals ausgehalten habe. Denn die überaus schwierige Arbeit mit jener 4. Klasse, bzw. einzelnen Kindern, endete schließlich auf eine schöne Weise und deshalb habe ich im Sommer 2001 nochmals zusammen mit meiner Kollegin Conny engagiert eine neue Klasse 1 angefangen - die letzte in meinem Berufsleben. Und diese Klasse, KollegInnen, Ihr könnt euch wahrscheinlich nicht vorstellen, was das für eine Klasse ist - es ist die netteste und interessanteste Klasse meiner gesamten Berufszeit. Fantastisch. Ich freue mich täglich auf diese netten Kinder und bin erstaunt, was sie alles können - und wie viel.

Ich will niemanden neidisch machen und schon gar nicht will ich den Eindruck erwecken, ich hätte diese nette Klasse durch meinen pädagogischen Einsatz der letzten Jahre gleichsam verdient - obwohl: Ein bisschen hat es natürlich schon auch mit Conny und mir zu tun, denn wir sind, das darf ich wohl sagen, richtige Profis und machen unseren Job alles in allem nicht

schlecht. Na ja, was heißt „nicht schlecht“? Das ist, wenn ich es mir genauer überlege, nicht der adäquate Ausdruck. Frei heraus geschrieben: Wir machen es richtig gut. „Lesen durch Schreiben“, Werkstattunterricht, Arbeit mit neuen Medien und was sonst noch alles angesagt ist, packen wir problemlos - in pädagogischer, didaktischer und organisatorischer Hinsicht. Beruflich, jedenfalls als Lehrer, geht es mir also prima. Nur als Fortbildner bin ich in Hamburg ziemlich frustriert. Meine Fortbildungsangebote im „Institut für Lehrerfortbildung“ werden von den KollegInnen in Hamburg weitgehend ignoriert, so dass die meisten meiner Seminare infolge mangelnden Interesses ausfallen müssen. Aus diesem Grund habe ich mich verstärkt in der Schule engagiert und fühle mich in unserem Kollegium ausgesprochen wohl. Es ist zwar nur ein kleines Kollegium, klein, aber fein!

Da uns - wie euch allen auch - eine äußere Anerkennung durch Eltern oder eine bildungspolitisch interessierte Öffentlichkeit weitgehend versagt bleibt, lernten wir, uns selber zu stützen und beispielsweise unangemessene Erwartungen, die von außen gestellt werden, zurückweisen. Das heißt ja keineswegs, eigene Schwächen zu vertuschen. Im Gegenteil: Es ist wichtig, die in der Praxis sichtbar werdenden eigenen Schwächen anzunehmen. Wir alle sind regelmäßig mit Fehlschlägen und Misserfolgen konfrontiert. Das ist Bestandteil unserer Arbeit und normal und beweist nicht eine allgemeine pädagogische Unfähigkeit. Im Verlauf meines Lehrerlebens musste ich viele Rückschläge verkraften. Euch allen wird dies ähnlich ergehen. Doch aus Fehlern kann man lernen, sofern man sich einen realistischen Blick für die eigene Leistungsfähigkeit bewahrt hat - und an dieser Stelle ist eben der offene Austausch mit Kolleginnen und Kollegen sehr hilfreich.

An unserer Schule hat solcher Austausch begonnen und entsprechend fangen wir an, ein echtes Team zu werden. Wir sind beileibe nicht in allen Fragen einer Meinung und wir sind auch keineswegs alle miteinander „dick befreundet“, aber wir können inzwischen auch kontroverse Auffassungen sachlich und in gegenseitigem Respekt miteinander diskutieren.

Wir arbeiten seriös an der Weiterentwicklung unseres Schulprogramms, betreiben Fortbildung und sind - das ist das Wichtigste - gegenseitig aufeinander zugegangen. Noch vor 3 Jahren belauerten sich „Fraktionen“ - konservative gegen progressive - doch diese Phase haben wir hinter uns. Auch jene KollegInnen, die bisher eher herkömmlich unterrichteten, ließen sich von den Vorzügen offenerer Arbeitsformen überzeugen und praktizieren solche zunehmend, vor allem, seit wir ein wichtiges Hindernis aus dem Wege räumen konnten: die Vorbehalte eines Teils der Elternschaft.

Nachdem wir jährlich im Februar in den 4. Klassen wegen Übertrittsproblemen, d.h. ausbleibenden „Gymnasialempfehlungen“, Konflikte mit Teilen der Elternschaft bekamen, sahen wir ein, dass wir diese leidige Angelegenheit nur entschärfen können, indem wir eine aktive, initiative Elternarbeit machen. Wir begriffen, dass wir von uns aus regelmäßig auf die Eltern zugehen müssen und nicht erst dann reagieren, wenn „das Kind schon im Brunnen liegt“. Auch wenn wir „das Kind“ meistens wieder „aus dem Brunnen rausbekamen“ - nass ist es halt doch geworden. Deshalb muss man alles daran setzen, dass zum Vornherein gar niemand in den Brunnen fällt.

So bauten wir nicht nur unsere „üblichen“ Veranstaltungen aus - Sporttag, Adventsfeier und Schuljahr-Endfest - wir boten auch größere Veranstaltungen für die gesamte Elternschaft an, z.B. vertiefte Infos zum Schulprogramm oder zum Computereinsatz im Unterricht (Arbeit mit „neuen Medien“).

Zur Zeit erarbeiten wir mit dem Elternrat und den „Klasseneltern“ Vorschläge für „didaktische Hintergrund-Information“ und „Konfliktmanagement“. Beispiele entsprechender Maßnahmen

wäre der „Werkstattmorgen“ für die Eltern von Klasse 1, wo an einem Samstagvormittag für die Eltern (und ohne Kinder) ein Werkstattunterricht durchgeführt wurde; oder ein „Konfliktgespräch“ zwischen dem ganzen Kollegium und den Elternvertretern, an dem wir eine inakzeptable Eltern-Kritik an einer Kollegin gemeinsam zurückwiesen.

Die Beteiligung von Elternseite an all diesen Maßnahmen lässt zwar noch deutlich zu wünschen übrig, doch auch Eltern, die nicht aktiv an den Veranstaltungen teilnehmen, bemerken inzwischen unseren Einsatz und honorieren ihn mit freundlicher Zustimmung.

Diese insgesamt erfreulichen Entwicklungen dürfen allerdings nicht zum Schluss verleiten, an unserer Schule wäre alles nur okay. Wir haben durchaus genügend Frust, an dem leider die Politik einen erheblichen Anteil hat. Nur ein Beispiel:

Hamburg war bekanntlich jahrelang sozialdemokratisch bzw. rot-grün regiert. Und ich hatte geglaubt, die Verringerung von Chancenungleichheit sei ein bildungspolitisches Ziel der Sozialdemokratie. Denkste! Wie wir inzwischen alle aus der PISA-Studie erfahren haben, ist kein anderes Land schulisch dermaßen schichtspezifisch geprägt wie Deutschland, nirgends spielt eigene Leistung eine kleinere Rolle, soziale Herkunft und Status jedoch eine größere. Ich wusste das nicht. Auch die Kolleginnen und Kollegen an unserer Schule wussten das nicht. Als die Bildungspolitik großspurig ankündigte, künftig müsse der Grundschularbeit mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden und das Vorschulwesen sei auszubauen, da beschloss unser Kollegium, einen Beitrag zu leisten und an der Schule eine Vorschulklasse einzurichten sowie künftig jahrgangsgemischt zu arbeiten. Beides hat uns die Behörde abgelehnt. Im Umfeld unserer Schule brauchen die meisten Kinder eine Ganztagsbetreuung - und daher ist nix mit einer Vorschulklasse! Denn das vormals sozialdemokratische Hamburg hatte bestimmt, dass nur solche Kinder in eine Vorschule dürfen, die nachmittags privat zu Hause betreut werden können. Kinder, die eine Ganztagesbetreuung bräuchten, weil beide Eltern arbeiten müssen, haben diese Möglichkeit nicht, denn am Morgen in die Vorschule und am Nachmittag in die KI TA ist verboten - was im Klartext bedeutet: Nur die Bessergestellten können ihre Kinder in die Vorschule schicken!

Was an Überlegungen zu diesen Bestimmungen geführt hat, weiß ich nicht, sie sind mir unverständlich. Ich habe allerdings gehört, dass die neue Regierung für dieses Problem andere Lösungen sucht, so dass vielleicht in späteren Jahren auch bei uns eine Vorschule möglich wird. Man scheint sich also an zuständiger Stelle Gedanken zu machen - was ausdrücklich positiv vermerkt sein soll. Dass es soweit kam, hängt mit PISA zusammen und dazu möchte ich abschließend nun auch noch etwas anmerken.

Die Ergebnisse von PISA konnten mich nicht überraschen. Im Rundschreiben vom Dezember 1997 habe ich bereits darauf hingewiesen, dass das deutsche Schulwesen seine Hauptaufgabe, die Vorbereitung der nachfolgenden Generationen auf die Zukunft hin, nicht einmal annähernd erfüllt. Ich habe damals Gründe benannt, die hier nicht wiederholt werden müssen - Gründe, deren Relevanz PISA bestätigt.

Ich weiß nicht, ob die PISA-Studie euch und eure Kollegien auch beschäftigt hat. Mich ließ diese Studie nachdenklich zurück - und besorgt, denn ich bin über die öffentlichen Reaktionen sehr enttäuscht und darf z.B. gar nicht an einzelne Leserbriefe in den Zeitungen denken, ohne das „Grausen“ zu kriegen. Noch enttäuschender empfinde ich allerdings die bisherigen politischen Konsequenzen, von denen die Rede ist - die deutsche Bildungspolitik wirkt auf mich schlicht unfähig, wobei diese Einschätzung einer weitgehenden politischen Inkompetenz bei mir inzwischen freilich generell ist: Egal welches Politikfeld man in den Blick nimmt - Gesundheit, Verkehr, Finanzen, Verteidigung usw. - überall scheinen die Probleme der Politik

über den Kopf zu wachsen. Dies ist übrigens in der Schweiz ähnlich. Die schweizerischen PISA-Ergebnisse bezüglich Lesekompetenz von 15-Jährigen sind kaum besser als die deutschen - und die bildungspolitischen Reaktionen zeigen die gleiche Hilflosigkeit wie in Deutschland.

Die zentrale Aussage von PISA ist doch, dass das Leseverständnis der 15-Jährigen in Deutschland erheblich geringer ist, als in den meisten anderen untersuchten Staaten - und deshalb gibt es nun deutsche SchulleiterInnen, die als Konsequenz aus PISA ihren KollegInnen verbieten, in Klasse 1 mit „Lesen durch Schreiben“ zu arbeiten. Ihr kennt „Lesen durch Schreiben“ und könnt mithin solche Entscheidungen nachvollziehen: Da „Lesen durch Schreiben“ einen Marktanteil von weniger als 1% aufweist, ist die entscheidende Ursache für das blamable deutsche Abschneiden gefunden. Wenn mir jemand einen Tipp hätte, wie ich mit solchen Entwicklungen umgehen soll, ohne irgendwie „auszurasten“ - ich wäre echt dankbar.

Schuldzuweisungen der obigen Art helfen auch, einen für mich noch blamableren Befund als die schlechten Schülerleistungen zu verdrängen; nämlich die Tatsache, dass ein Großteil der Lehrerschaft nicht bemerkt hat, dass es mit dem Leseverständnis ihrer SchülerInnen hapert. Welche Interpretationen diese Ergebnisse erfordern, kann ich nicht entscheiden. Offenkundig ist nur, dass die deutschen LehrerInnen das Leseverständnis ihrer Schüler nach anderen Kriterien ermitteln als denen der PISA Studie, sonst könnten sie nicht Leseleistungen als gut einstufen, die PISA als mangelhaft bewertet. PISA hat offensichtlich einen anderen Lesebegriff, als in Deutschland üblich. Es geht um „literacy“, was nicht mit Literatur zu tun hat, sondern mit „Informationstüchtigkeit“. Ich will mich hier nicht weiter auslassen, ihr kennt meine diesbezügliche Position. Wer lautes Vorlesen zum Maßstab nimmt, verfehlt natürlich das Leseverständnis, denn laut kann jemand bekanntlich auch vorlesen, wenn er nichts vom Textinhalt versteht. Die Ministerien könnten „kostenneutral“ die Lesekompetenz sofort steigern, indem sie den Schulen das laute Vorlesen verbieten und auf Sinnentnahme drängen. Doch wem erkläre ich das - ihr wisst Bescheid, und die ändern ...

\*\*\*\*\*

Zu 2 Es gibt im Sommer eine vollständig überarbeitete Neu-Ausgabe von „Lesen durch Schreiben“! Eine solche Neu-Ausgabe erwartet man seit Jahren schon von mir, von vielen Seiten wurde ich dazu gedrängt. Ich war dazu auch seit Jahren bereit und habe ja immer wieder davon gesprochen - aber ich schaffte es nicht! Irgendetwas in mir drin blockierte. Es war ja nicht so, dass ich in all diesen Jahren nichts gearbeitet hätte - nur ein neues „Lesen durch Schreiben“ schaffte ich nicht. Immer wieder habe ich überlegt, woran das liegen könnte, kam aber zu keiner entsprechenden Einsicht. Erst jetzt, im Rückblick, scheint mir klar: Die Zeit war für mich - und die Sache - einfach nicht reif.

Wir hatten zwar länger schon ein Konzept für eine Neu-Ausgabe und einzelne Teile wie das Computerprogramm „Basissoftware: Erstes Verschriften“, „Little genius“, „Hannah hat Kino im Kopf“ oder „Lesen extra“ wurden auch erfolgreich realisiert, doch das eigentliche Kernstück, ein anderes Schülermaterial, wie wir die didaktisch tragenden Arbeitsblätter bislang nannten, wollte nicht gelingen. Es gab unvereinbare konzeptionelle Überlegungen; es gab Ermessensfragen, die ich mal so, mal anders rum beantwortete; und es gab sich widersprechende Wünsche von Seiten der Kollegenschaft. Ich bastelte an der Buchstabentabelle bis ich etwa 11 neue Varianten hatte, zwischen denen ich mich nicht entscheiden konnte und löste (über einen Zeitraum von vier Jahren hinweg, aber erfolgreich) technische Fragen zum Denktrainer: Früh war nämlich schon klar, dass eine Neu-Ausgabe viel stärker als bisher ein didaktisch ausgereiftes Aufmerksamkeits-, Konzentrations- und Denktraining für den

Klassenverband enthalten muss. Zwar waren Förderung einer guten Arbeitshaltung und Übungen zum Anweisungsverständnis schon bislang Teil von „Lesen durch Schreiben“, mit der starken Betonung der Idee Offenheit waren sie aber in den letzten Jahren bei mir - ungerechtfertigterweise - etwas aus dem Blickfeld geraten. Dies musste korrigiert werden, denn die Kinder, die heutzutage eingeschult werden, brauchen vermehrt gemeinsame Konzentrationsübungen, Übungen zum Anweisungsverständnis und Denkanstöße. Daher erfand ich also einen Denktrainer, der als Teil eines neuen Schülermaterials für jedes Kind zur Verfügung steht - doch das eigentliche Schülermaterial klappte nicht. An dieser Stelle blieb ich blockiert und alle gutgemeinten Ermahnungen meiner Verleger, meiner Familie und vieler engagierter KollegInnen vermochten daran nichts zu ändern.

Ich brauchte zuerst die Klasse 1a, die ich jetzt führe. Von dieser netten Klasse habe ich euch bereits vorgeschwärmt und ich könnte viele reizvolle Begebenheiten berichten, doch das gehört jetzt nicht hierher. In dieser Klasse, der letzten vor meinem Ruhestand, habe ich alles daran gesetzt, jenen Unterricht zu verwirklichen, der mir vorschwebt. Natürlich ist nicht alles perfekt gelungen, doch der Grundgedanke wurde umgesetzt: Der Schriftspracherwerb verläuft „vom Selbst“ gesteuert und die Kinder werden nie „didaktisch bedrängt“. Meine Kollegin Conny und ich praktizieren weitgehend das „qualifizierte Nichtstun“ und stellen den Kindern einfach nur das auch euch bekannte Lernangebot zur Verfügung: Computerprogramm, SA-BEFIX, Mathematix, Little genius und vielfältige Arbeitsblätter in der Werkstatt, ein „Lese-Sofa“ und eine große Bauecke - mehr nicht! Doch der Erfolg ist mit Händen zu greifen: Jede Menge „Blitzleser“ und fast nur Kinder, wie jede Lehrerin sich wünscht - fleißig, friedlich, fröhlich, selbständig, kreativ und intelligent. Und zusammen mit diesen Kindern löste sich nun die Blockade in mir. Plötzlich war klar, was LehrerInnen und Kinder für den Schriftspracherwerb heute wirklich brauchen und plötzlich schaffte ich - beinahe mit Leichtigkeit - was vorher jahrelang blockiert war: „Lesen durch Schreiben A2k / Lara und ihre Freunde“ ist in Produktion!

Diese Neu-Ausgabe ist natürlich kein völlig anderes Lehrwerk geworden. „Lesen durch Schreiben“ hat sich als Konzept ja durchgehend und hervorragend bewährt, sodass das Wesentliche unangetastet bleiben konnte bzw. musste. Entsprechend wurde die bisherige Struktur - Angebote für einen gemeinsamen Unterricht in der Klasse gekoppelt mit thematisch vielfältigem Angeboten für Werkstattunterricht - beibehalten. Nachwievor geht es um „Lesenlernen durch eigenes Verschriften“, selbstgesteuert verlaufend im Rahmen von Werkstattunterricht.

Angepasst wurde das neue Angebot aber an die heutigen Randbedingungen unserer Arbeit, weshalb die Neu-Ausgabe nicht nur auf der Grundlage unserer Erfahrungen, Beobachtungen und Überlegungen der letzten Jahre entwickelt wurde, sondern auch vor dem Hintergrund einer Schulsituation, die durch teilweise neue Problemfelder gekennzeichnet ist.

Das Schlagwort „veränderte Kindheit“ (das inzwischen ja auch die Bildungspolitik erreicht hat) ist euch bekannt und ihr wisst, dass Schulanfänger heute andere Schuleingangsvoraussetzungen mitbringen als 1970, als der ursprüngliche Lehrgang entwickelt wurde. Deshalb begnüge ich mich hier mit ein paar Hinweisen, denn die Probleme kennt ihr alle:

Die modernen familiären Aufwuchsbedingungen der Kinder und das bildungspolitische Programm „volle Integration“ haben zur Folge, dass zunehmend Kinder eingeschult werden, die nach alter Auffassung nicht schulreif wären (bzw. nicht in die Regelschule gehören) und den Anfangsunterricht durch zwei besondere Verhaltensauffälligkeiten vor neue Herausforderungen stellen: ein stärkeres emotionales Anlehnungsbedürfnis als früher und eine deutlich reduzierte Eigeninitiative/Eigenmotivation. Alleinarbeit, wie ich sie 1970 noch praktizieren konnte, ist nicht mehr denkbar - frontale Kollektivarbeit wie damals allerdings auch nicht!

Altersgemäße Lernvoraussetzungen sind in der Regel gegeben, was zunehmend fehlt sind entsprechende Motivationsvoraussetzungen. Nun weiß ich natürlich nicht, wie es euch in diesem Punkt geht. Ich für meinen Teil muss eingestehen, dass ich in den letzten Jahren zunehmend mit Kindern zu tun bekam, die ich mit meinen bisherigen Motivations“techniken“ nicht mehr erreichen konnte. Zwar funktioniert der für die Schule ausschlaggebende Hauptmotivator - die Antizipation des Erfolgserlebnisses - nach wie vor, aber ich muss den Prozess sehr viel mehr als früher durch meine persönliche Unterstützung absichern. Dazu kommt, dass die zunehmende Zahl von Einzelkindern, die nur noch bei ihren Müttern aufwachsen und tagsüber in Kindertagesstätten bzw. Horten betreut werden, eine Gewichtsverschiebung bei meinem alten Programm „Individualisierung und Gemeinschaftsbildung“ erforderlich machen, und zwar in dem Sinne, dass der Gemeinschaftsbildung mehr Raum gewährt wird. Dies geht natürlich auch einher mit der neuen Zeitstruktur der Schule. 1970 waren die Kinder täglich 2-3 Stunden in der Schule, jetzt, mit der verlässlichen Halbtagschule, sind es 5. Also müssen wir uns erneut die Frage stellen, wie der Prozess des Schriftspracherwerbs lernpsychologisch bzw. didaktisch wirkungsvoll unterstützt und pädagogisch angemessen begleitet werden kann. Und diese Frage beantworte ich nun, praktisch am Ende meiner Berufszeit, mit dem Lehrgang „Lesen durch Schreiben A2k / Lara und ihre Freunde“.

„Lara und ihre Freunde“ ist eine Invers-Fibel der zweiten Generation, also ein Schreiblern-Bilderbuch mit integriertem Denktrainer für jedes Kind und erzählt in 48 Episoden aus dem Alltag der Erstklässlerin Lara - und davon, wie sie „durch Schreiben“ „Blitzleserin“ wird. Ich will an dieser Stelle nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern höchstens erwähnen, dass im Falle von Lara auch das Kamuffel eine wichtige Rolle spielt. Hingegen soll hier ausdrücklich erwähnt werden, dass auch diese Neu-Ausgabe ein strukturiertes Materialangebot im Baukastensystem darstellt und nachwievor die bisherigen, bewährten Schwerpunkte aufweist:

- Hinführung zu phonologischer Kompetenz
- Anregungen zum Schreiben
- Wahrnehmungs-, Aufmerksamkeits- und Konzentrationsübungen
- Wortschatzerweiterung, Begriffsbildung und Denkerziehung
- „Brücken zur Mathematik“ sowie
- Stärkung einer selbständigen und aufgabenadäquaten Arbeitshaltung

Wie gut, d.h. gern und nachhaltig, dieses Schreiblern-Buch von den Kindern angenommen werden wird, kann ich heute, „vom Schreibtisch“ aus, natürlich nicht wissen. Ich bin im Moment noch voll im Arbeitsprozess drin und habe naturgemäß nicht die nötige und kritische Distanz, die ich in 2-3 Jahren haben werde. Zur Zeit vertraue ich auf die Einschätzung meiner Familie und der KollegInnen, die schon etwas von „Lara“ zu sehen bekamen sowie auf eigene „Bauchgefühle“ - und die sind gut, denn irgendwie habe ich das Gefühl, ich werde „geleitet“.

Das hört sich natürlich sehr befremdlich an, aber in meiner Selbstwahrnehmung ist das so. Vielleicht kann ich es erläutern: Viele Menschen, auch ich, fragen sich immer wieder einmal, wer sie eigentlich sind und trachten nach Selbsterkenntnis. KANT hat dieses Trachten bekanntlich in vier Fragen gefasst (Was kann ich wissen? Was darf ich hoffen? Was muss ich tun? Was ist der Mensch?) Mich persönlich beschäftigt dabei am meisten die Frage „Was muss ich tun?“ und zwar deshalb, weil für mich diese Frage nicht zu reduzieren ist auf meine Pflichten. Wir haben alle Pflichten und ein Teil dessen, was ich z.B. in der Schule leiste, ist Pflicht. Die Sache mit „Lesen durch Schreiben“ und allem Drumrum geht aber deutlich über den normalen Pflichtbegriff hinaus. Irgendwie ist etwas in mir, das mehr fordert. Ich kann das schlecht erklären, denn von einer „Berufung“ möchte ich eigentlich nicht sprechen. Trotzdem ist da etwas.

Conny, meine Kollegin, oder Petra, meine Schulleiterin, oder Katja, meine Tochter, drei Lehrerinnen, die ich persönlich und in ihrem Unterricht kenne, sind beruflich mindestens so engagiert wie ich, unterrichten aber eindeutig besser als ich. Trotzdem habe ich ihnen etwas voraus - ich habe Ideen. Und mit diesen Ideen muss es zu tun haben, denn diese Ideen - jedenfalls die von „Lesen durch Schreiben“ - haben etwas verpflichtendes, sie lassen mir keine Ruhe - ich muss sie anpacken.

Woher habe ich meine Ideen? Sicher sind sie nicht das Produkt willentlicher Anstrengung. Natürlich muss man sich mit Fragen beschäftigen, wenn man eine Antwort will. Aber die Antwort, der Einfall, die Idee ist ein Geschenk, manchmal ein Danaer-Geschenk. Das kann man nicht erzwingen. Die Idee fällt dir ein oder sie fällt dir nicht ein. Wenn dir aber Ideen einfallen, wenn Ideen in dir wach werden, dann kannst du sie nicht ignorieren, du musst irgendwie mit ihnen „umgehen“, auch wenn das oftmals ziemlich belastend ist. Ideen zu haben ist daher auch keine persönliche Leistung, denn, ich wiederhole mich, du kannst nichts dafür, du kannst es nicht erzwingen, du kannst dich aber auch nicht entziehen. Zu einer allfälligen Leistung wird das eigene Verhalten erst im Umgang mit der Idee. Schwinge ich mich zum Herrn der Idee auf, oder bin ich ihr Diener? Das ist die eigentlich entscheidende Frage und fast eine persönliche Bewährungsprobe. Ich hoffe, ich sei ein Diener. Und daher setze ich mich jetzt für „Lesen durch Schreiben A2k“ ein. Ihr müsst nämlich wissen, es ist wieder etwas ähnliches geschehen wie schon 1970. Damals kam ich nicht zu „Lesen durch Schreiben“, sondern „Lesen durch Schreiben“ kam zu mir. Und jetzt kam ich nicht zu „Lara“ (da kannst du nämlich gar nicht hingehen, auch wenn du es 10 Jahre lang versuchst), sondern „Lara“ kam zu mir.

**ACHTUNG:** Wenn du (1) ab Sommer 2002 eine 1. Klasse anvertraut bekommst und (2) Vertrauen in mein didaktisches Geschick hast, dann solltest du dich kurzentschlossen dafür entscheiden, den Schriftspracherwerb in deiner kommenden 1. Klasse mit „Lara und ihren Freunden“ zu unterstützen. Die Verlage Heinevetter/Hamburg bzw. Scola/Zürich machen dir ein Einführungsangebot: Wer seinen Klassensatz verbindlich bis spätestens 15. Juni 2002 bestellt, erhält einen Einführungsrabatt.

Ich will keine Dinge versprechen, von denen im Voraus feststeht, dass sie nicht möglich werden. Evtl. musst du etwas improvisieren, denn der Lehrgangskommentar wird so, wie er in der beiliegenden Übersicht angekündigt wird, im Sommer nicht vorliegen. Wir können „Lara und ihre Freunde“ mit integriertem Denktrainer liefern und vom Kommentar den Teil 3: „Methodische Empfehlungen und Tipps für die Praxis“, in dem es spezifisch um „Lara“ und den Denktrainer geht. Die sonst nötigen Hintergrundinformationen aber müssen vorderhand noch dem bisherigen Kommentar (Hefte 1 und 2) sowie dem Taschenbuch „Hannah hat Kino im Kopf“ entnommen werden.

Leider erlaubt auch die Neu-Ausgabe nicht, die Komplexität des Ansatzes „Lesen durch Schreiben“ zu reduzieren. Zwar lässt sich das Prinzip einfach erklären und dieses wird meistens auch verstanden, hingegen erschließt sich die unterrichtspraktische Umsetzung nicht auf Anhieb, denn diese verlangt von der Lehrerschaft Mitdenken sowie eine beträchtliche geistige „Anfangsinvestition“.

Aus diesem Grund führe ich auch im kommenden Sommer wieder Ferienseminare durch, wobei nun aber dieses Mal die Neu-Ausgabe „Lesen durch Schreiben A2k“ die Seminargrundlage ist. Ich wäre sehr dankbar, wenn ihr bei euren KollegInnen auf diese Seminare aufmerksam machen würdet. Dabei ist noch zu ergänzen: Wer „Lara und ihre Freunde“ im Seminar erwerben möchte, erhält ebenfalls den Einführungspreis zugestanden.

Wer meine bisherigen Rundbriefe kennt, weiß was jetzt kommt - das alte Klagelied. Seit diesem Jahr ist „Little genius“ erhältlich und alle, die diesen Lerntrainer kennen, bestätigen, dass es sich um ein besonders schönes Gerät handelt, das didaktisch überzeugt und von den Kindern gut angenommen wird. Der Trainer kostet weniger als 3 Fibeln und leistet mehr als 100 Fibeln, doch der Verlag hat in ganz Deutschland in diesem Jahr lediglich etwa 300 Stück verkauft - angesichts von etwa 40'000.— Euro Vorkosten ein reines Verlustgeschäft. Wenn das so weiter geht, wird man in Bälde nichts mehr von mir hören, weil meine Ideen offensichtlich unverkäuflich sind und ich keine Verleger mehr finden werde. Warum das so ist, würde mich wirklich interessieren, denn dass die Schulen kein Geld haben, das kann es nicht sein. Betrachte ich den durchschnittlichen hamburgischen Klassenraum, dann ist dieser vollgestopft mit didaktischen Materialien: Lesekarteien, Lese-Mal-Blätter, Lernkarussells, Stöpselkarten, Rätselhefte, Lernscheiben usw. usw. - zumeist endlose Buchstaben Trainings, die das Kind auf das Unwichtige lenken und nicht nur entbehrlich, sondern recht eigentlich kontraproduktiv sind. Auch einzelne „Lesen durch Schreiben“-Blätter findet man, in der Regel raubkopiert, und an der Wand hängt eine große Buchstabentabelle. So können alle Leute sehen, hier wird trotz der Fibel, welche die Kinder in ihren Tischfächern lagern, nach „Lesen durch Schreiben“ unterrichtet.

Ich will nicht zynisch werden. Selbst wenn ich das Recht hätte, häufigen Missbrauch meiner konzeptionellen und praktischen Ideen zu beklagen, will ich weder euch noch mich mit weiteren Klagen langweilen. Ich wiederhole, was ich am Anfang schrieb: Mir geht es persönlich ausgezeichnet (denn Schnupfen und Halsweh zähle ich nicht zu wirklichen Belastungen). Natürlich habe ich viel zu tun und muss meine Zeit gut nutzen. Da ich mir den Luxus leisten will, in Bad Oldesloe zu wohnen, habe ich einen zeitraubenden Arbeitsweg zur Schule bzw. zum Institut in Hamburg. Als einer, der kein Auto sein eigen nennt und einer, der seit etwa einem halben Jahr auch kein Fahrrad mehr besitzt - nachdem mir das dritte Rad gestohlen wurde, beschloss ich, künftig radlos zu leben - , bin ich Fußgänger und Nutzer von Bahn und U-Bahn. Das hat den Nachteil, dass ich für einen Weg von der Wohnung zur Schule 11/2-Stunden brauche und zurück nochmals - ich bin also täglich 3 Stunden unterwegs. Entsprechend früh muss ich morgens aus den Federn und entsprechend spät komme ich abends zurück. Andere Menschen sprechen in einem solchen Fall von „Stress“. Ich nicht, denn ich habe - vorab in der Bahn - viel Zeit meinen Gedanken nachzuhängen. Ich mache dies und bin überzeugt, dass es ohne diese „Zwangspause“, da du einfach nichts machen kannst, als dösen, lesen oder deinen Gedanken nachhängen, keine „Reichen-Ideen“ gäbe. Zudem ist die Bahnfahrt Hamburg-Bad Oldesloe ausgesprochen reizvoll, wie heute, da ein wirklich schöner Frühlingstag aus einem dichten Nebelmeer aufstieg. Die Schwaden bilden bizarre Wolken und schon beim Blick vom Frühstückstisch aus über das Moor konnte ich mich beinahe im Berner Oberland wähen - Eiger, Mönch und Jungfrau im Nebel. Die morgendliche Bahnfahrt nach Hamburg ist ausgesprochen reizvoll, das flache Land, nicht topfeben, sondern hügelig gewellt - geologisch eine typische Endmoränen-Formation - wird landwirtschaftlich genutzt; Felder und Weiden durch dichte Hecken getrennt, schwarz-weißes Holsteiner Vieh beim Grasens, immer wieder Pferdekoppeln, auch einzelne Schafherden, hie und da ein Reh oder Feldhase; Reif auf dem Gras, silbrig glänzend; letzte Nebelfetzen wabern über kleinen Tümpeln, auf weiter Strecke kein Haus, nirgends weit und breit.

Gegen die große Stadt hin dann zuerst Vorortstimmung, Villen und gepflegte Gärten, Frühlingsblumen und junges Grün. Der Tag beginnt harmonisch auf diese Weise, die Hälfte einer Stunde, die nur mir gehört. Unter den Pendlern im Zug schein ich der einzige zu sein, der sich auf die Arbeit - die Kinder - freut. Die andern dösen noch (oder bereits wieder) erschöpft vom Aufstehen freudlos vor sich hin; oder sie lesen mit verkniffenem Gesicht die Zeitung, an vermeintlichen Sensationen teilnehmend, die in ihrer Belanglosigkeit so gar keine Sensationen sind, während die eigentlichen Sensationen, wie etwa die Zwergziegen da draußen oder

die schottischzotteligen Hochlandrinder, unbemerkt am Zug vorbeigrasen. Ich sehe alles, oder doch einiges, freue mich darüber und denke an einen berühmten ZEN-Spruch: Still sitzen / nichts tun / der Frühling kommt und das Gras wächst ganz von selbst.

Mit sehr herzlichen Grüßen  
Euer Jürgen Reichen

\*\*\*\*\*

Brief 11

Jürgen Reichen  
Bei der Mennokate 17  
23843 Bad Oldesloe

Bad Oldesloe im März 2003

Liebe Kolleginnen und Kollegen

Heute war ich mit meiner Frau bei der Rentenberatung. Das ist eine an sich ganz unspektakuläre Angelegenheit, mir hat sie jedoch „mulmige Gefühle“ beschert. Junge Leute gehen nicht zur Rentenberatung, dieser Gang hängt mit dem Alter zusammen und obwohl ich es einfach nicht so richtig wahrhaben will: Das Ende meiner Berufstätigkeit ist in Sicht - noch zwei Jahre und dann ist definitiv Schluss, dann darf, kann, muss ich aufhören. Dabei habe ich doch das Gefühl, erst jetzt so richtig loszulegen. Ich fühle mich nämlich - jedenfalls mental, meine Kniee wollen wir mal vergessen - voll Power und Tatendrang und Ideen. Aber nun muss ich bald aufhören, denn zwei Jahre sind im Nu vorbei. Dabei gibt es so viel, was ich noch gerne entwickeln würde und wo ich gerne mit dabei wäre. Aber das liegt ja nicht an mir, das Leben geht seine eigenen Wege und die sind bei mir in den letzten Jahren nicht gerade gradlinig, sondern ein stetiges Auf und Ab.

So bescherte der November unserer Familie ein Ereignis, das vermutlich in Zukunft ziemlich Einfluss auf unser Leben haben wird: Unsere Tochter Katja brachte in Basel einen gesunden Jungen zur Welt. Ich bin jetzt also Opa, eine Rolle, mit der ich im Augenblick noch nicht allzu vertraut bin, würde ich doch auf der Bühne des Lebens lieber der jugendliche Liebhaber sein. Andererseits muss ich zugeben, dass es schon ein sehr schönes Gefühl ist, ein Baby im Arm zu halten und sich zu freuen, wenn es lächelt.

Leider scheint es kein ungetrübtes Glück zu geben. Die Weihnachtszeit war für uns verdunkelt. Wir mussten von meinem Bruder Abschied nehmen. Er war 2 Jahre jünger als ich und sein Ende war sehr belastet. Ihr werdet euch daher kaum wundern, wenn mir das Leben in gewisser Weise wie eine Achterbahnfahrt erscheint - hinauf und hinunter. Zur Zeit geht es bei mir wieder hinauf, im Januar aber fühlte ich mich nur unten.

Ich vermute, ein solches Auf und Ab, Hin und Her kennt jedermann und viele haben auch „Strategien“, um damit einigermaßen angemessen umzugehen. Meine Frau und ich, wir halten uns an aufbauende Lebensweisheiten, philosophische Gedanken - und an die Geschichte vom „weißen Hengst“. Die Geschichte kommt aus China, stammt ursprünglich von Liu An, einem Dichter der Han-Dynastie und berichtet, dass ein Bauer im Norden Chinas eines Tages entdeckte, dass sein Pferd verschwunden war. Er wusste nicht, ob es verlorengegangen oder gestohlen worden war und fand sich in einer äußerst unangenehmen Lage, da er das Pferd für seine Arbeit brauchte.

Seine Nachbarn kamen, um ihn zu trösten und klagten mit ihm über das erlittene Unglück. Der Bauer wollte davon jedoch nichts hören und erklärte, dass man nicht unbedingt wissen könne, ob das, was geschehen war, wirklich ein Unglück sei.

Und tatsächlich: Einige Tage später kam das Pferd wieder zurück - zusammen mit einem prächtigen weißen Hengst, der die Stute begleitete. Dies befreite den Bauern nicht nur aus seiner misslichen Lage, sondern erhöhte auch sein Wohlbehagen, denn das neue Pferd war einiges wert. Wieder kamen die Nachbarn, diesmal, um sein Glück zu preisen. Sie beneideten ihn um das schöne Tier, doch der Bauer hielt sich wieder zurück und meinte, man könne noch nicht wissen, ob das, was geschehen war, wirklich ein Glück sei.

Und tatsächlich: Nicht lange danach versuchte der Sohn des Bauern auf dem weißen Hengst zu reiten. Doch das lebhaftere Tier warf ihn ab, wobei er sich schwer am Oberschenkel verletzte und in der Folge erlahmte. Da kamen wieder die Nachbarn, um über das große Unglück zu jammern, doch der Bauer wollte auch diesmal das Jammern nicht hören und erklärte, dass man noch nicht wissen könne, ob das, was geschehen war, wirklich ein Unglück sei.

Und tatsächlich: Im Jahr darauf gab es einen großen Krieg und jeder kampffähige junge Mann wurde in die Armee eingezogen, nur der Sohn des Bauern blieb verschont, da er aufgrund seiner Lähmung vom Militärdienst ausgeschlossen war. Da kamen wieder die Nachbarn und meinten zum Bauern, dass er doch ein echter Glückspilz sei und wieder wollte der Bauer diese Einschätzung nicht abschließend übernehmen sondern gab zu bedenken, man könne noch nicht wissen, ob das wirklich ein Glück sei.

Und tatsächlich: .... Ich erzähle nicht weiter. Ihr ahnt es ja schon, diese Geschichte hört nicht mehr auf - und lässt sich in beliebig vielen Varianten weiterspinnen. Mir selber hat sie dazu verholfen, den Wechselfällen des Lebens gegenüber ein Stück Gelassenheit zu entwickeln, weil ich mich an ihrer Wahrheit - nicht einer trügerischen Illusion - festhalten kann: Eine abschließende Bilanz ist nur im Nachhinein möglich. Ich jedenfalls habe es mehrmals in meinem Leben erfahren, dass Ereignisse, die im Moment ihres Sich-Ereignens mir als Katastrophe vorkamen, im Nachhinein sich stets als Glücksfall erwiesen.

Blicken wir also zurück. Das Jahr 2002 war für mich bis fast ganz zum Schluss ein sehr produktives Jahr und als ich im Dezember meine persönliche Bilanz zog, war ich zum ersten Mal in den vergangenen 25 Jahren mit mir zufrieden - ja sogar ein bisschen stolz. Und das lag an der Neu-Bearbeitung von „Lesen durch Schreiben A2k“, bzw. am Lern-Bilderbuch „Lara und ihre Freunde“.

In einer eigentlichen Kraftanstrengung - unterbrochen von gelegentlichen 10-Minuten-Ferien - und dank einem Extra-Einsatz von Werner Klopfer, meinem Verleger, sowie Michael Klaibor, dem Buchdrucker, gelang es, die Kolleginnen in den Schulen zeitgerecht mit „Lara“ und dem zugehörigen Ergänzungsmaterial zu beliefern. Das war ein richtiges Abenteuer, das die Nerven strapazierte, denn das Ganze war zeitlich auf die Spitze getrieben. In der Nacht von Sonntag zum Montag, an dem in Weimar das erste Sommerseminar beginnen sollte, (übrigens was Weimar betrifft: Es gibt dieses Jahr auch im April ein solches Seminar und es sind noch Plätze frei!), also in jener Nacht schloss ich um 01 h in der Früh die erste Hälfte der Lehrtipps ab (die zweite Hälfte war für Ende Oktober versprochen) und sandte das Ganze als Email-Anhang an den Verlag. Morgens um halb fünf wurde ich telefonisch geweckt, der Verlag teilte mit, dass die Übertragung nicht klappte, so dass ich die ganzen Informationen auf Disketten speicherte und morgens nach 6 Uhr beim Umsteigen im Hamburger Hbf persönlich an Werner Klopfer übergab.

Ähnlich „auf den letzten Drücker“ lief das ganze Projekt ab. Es war wirklich nicht selbstverständlich, dass „Lara“ zeitgerecht fertig wurde und war nur möglich, weil alle Beteiligten, insbesondere auch die Illustratorin Antje Drescher mit hoher Professionalität und größter persönlicher Disziplin ihren Beitrag leisteten. Doch nach dem Motto „Jetzt oder nie“ gelang es.

Im letzten Rundbrief wurde „Lara“ ja bereits angekündigt und ich schrieb auch, dass ich ein gutes Gefühl hätte, obwohl die Bestätigung aus der Praxis damals noch ausstand. Inzwischen liegen praktische Erfahrungen vor und es darf ohne Übertreibung gemeldet werden, dass das Lern-Bilderbuch „Lara und ihre Freunde“ zusammen mit den weiteren Materialien, die dazu gehören, durchgehend als ein Lernpaket der Extra-Klasse beurteilt wird. Ich will dazu weiter gar nichts sagen, ich verweise z.B. auf Christoph Meyer aus Rheinland-Pfalz, der in seinem Erfahrungsbericht schlicht feststellte: „Wer nicht mit „Lara“ arbeitet, ist selber schuld!“ oder auf Gritt Pohlenz aus Mecklenburg-Vorpommern, die die Meinung vertritt, „Lara“ sei das absolut Beste, was es auf dem Gebiet Erstlesen überhaupt gibt. Wer das nicht glauben mag, bzw. sich selber informieren möchte, findet unter [www.heinevetter-verlag.de](http://www.heinevetter-verlag.de) ergänzende Hinweise.

Dass das Werk so schön gelang, hat natürlich Gründe: Neben der didaktischen Qualität sind es insbesondere die ansprechenden Illustrationen von Antje Drescher und die feinfühlig humorvollen Geschichten von Regina Reichen (was übrigens meine Frau, nicht meine Tochter ist - die Tochter heißt Katja). Zudem spielt auch das Kamuffel eine ganz entscheidende Rolle - wengleich diese nur hintergründig ins Spiel kommt und für mich nicht richtig zu durchschauen ist. Dennoch ist für mich gewiss, dass das Kamuffel im Spiel ist, zumal ich im Rückblick auch diesmal wieder feststellen kann, was bei mir häufig festzustellen ist: Die Arbeit entwickelte sich zunächst rein intuitiv. Zu einer gedanklichen Klärung kam es erst, als das „Schülermaterial“ stand. Dann aber war ich verblüfft, wie zielsicher meine Intuition (oder das Kamuffel?) mich geführt hatte.

In den bisherigen Rundbriefen war ja nie vom Kamuffel die Rede. Das Kamuffel war Euch bekannt von einzelnen Arbeitsblättern, bzw. SABEFIX- und Mathematikaufgaben. Es war eine Art Maskottchen von „Lesen durch Schreiben“, jedenfalls vordergründig. Hintergründig hat es allerdings, jedenfalls für mich, eine andere Bedeutung. Im letzten Rundbrief stellte ich ja Überlegungen an zur Frage, wieso die einen Menschen Einfälle, Ideen haben und die anderen nicht und wie es zu Einfällen, Ideen kommt. Ich erwähnte, dass Ideen nicht willentlich „erzwungen“ werden können, sondern „von selbst“ kommen. Nun ist eine solche „Erklärung“ natürlich nicht gerade sehr aufschlussreich, weshalb ich ganz persönlich eine andere habe: Ich glaube, dass meine Einfälle Ideen vom Kamuffel sind, dass das Kamuffel sie mir eingibt. Für psychopathologisch Versierte sei angemerkt: Gehört habe ich das Kamuffel noch nicht. Es spricht nicht mit mir - und ehrlich gesagt bin ich auch nicht erpicht darauf, es zu hören. Denn dann müsste ich ja doch die Möglichkeit einer Geisteskrankheit in Betracht ziehen. Aber so kann ich sagen: Halluzinationen liegen nicht vor - was ja nicht ausschließt, dass ich trotzdem ein „Spinner“ bin. Doch das glaube ich nicht wirklich - aber an das Kamuffel glaube ich. Ich könnte noch viel darüber berichten, doch wäre das irgendwie zu intim, weshalb ich mich weiterer Hinweise enthalte.

Die Neu-Ausgabe „Lesen durch Schreiben A2k“ hat zwei Zielsetzungen: Zum einen soll das bisherige Konzept erweitert und vertieft und meinem heutigen „Theorie- und Praxisstand“ angeglichen werden; zum andern soll den Bedürfnissen der LehrerInnen und Kinder besser entsprochen werden.

Ein „offenes“, d.h. ein nicht thematisch-einheitlich ausgerichtetes Angebot wie es das bisherige (Basis-)Material war, führt offenbar bei einigen LehrerInnen zur didaktischen Beliebigkeit,

indem die Kinder dann mit irgendwelchen Arbeitsblättern eingedeckt werden, die man überall aus Zeitschriften und anderen Lehrmitteln - wie es der Zufall grad mit sich bringt - herauskopiert und groteskerweise als Basismaterial missversteht! Und weil die lernpsychologischen Tiefenstrukturen, denen das Material entsprach, im Lehrerkommentar nicht ausdrücklich dargelegt wurden, wurden sie nicht erkannt - und dann natürlich in der Beliebigkeit all dieser Rätsel- Ausmal- und Schreib-Lese-Blätter verfehlt. Dazu kam, dass der Begriff des Werkstattunterrichts nicht klar war. In einer Werkstatt soll nämlich nicht Häppchenwissen verabreicht bzw. Häppchentun ermöglicht werden - von dieser Art der Weltaneignung haben wir wirklich genug - sondern das Lernangebot der Werkstatt soll weitgehend einem Sach- und Zielzusammenhang entsprechen. Im Anfangsunterricht wäre das hauptsächlich die umfassende Unterstützung des Schriftspracherwerbs.

„Lesen durch Schreiben A2k“ leistet das. Nach dem Motto „Individualisierung und Gemeinschaftsbildung“ werden gegenüber früher zwei Aspekte stärker betont:

Zum einen wird mehr Gewicht auf einen regelmäßigen, thematisch-orientierten Klassenunterricht gelegt. Die Rahmenthemen der alten Ausgabe genügten diesbezüglich nicht. Sie kamen weder bei der Lehrerschaft noch bei den Kindern sonderlich gut an, das wussten wir schon länger. Daher bietet „Lara“ jetzt auch die allgemein üblichen „Mitmachgeschichten“, wie man sie praktisch in allen Leselehrgängen findet. Unter dem Titel „tägliche didaktische Seifenoper“ habe ich mich zwar bisher immer über diese Form der Unterrichtsgestaltung mokiert. Inzwischen musste ich aber akzeptieren, dass diese Form offenbar dem Großteil der Lehrerschaft entspricht und auch bei den Kindern überaus beliebt ist. Nachdem wir heute in den Schulen viel mehr Kinder haben, die einzeln aufwachsen, die nur bei einem Elternteil leben oder aus anderen Kulturkreisen stammen, muss der Aspekt „Gemeinschaftsbildung“ stärker betont werden. Ich selber fand Gefallen an dieser Form, als wir im letzten Schuljahr in meiner damaligen Klasse 1 „Lara“ entwickelten und habe daher keine Probleme, den Kompromiss, den ich hier natürlich machte, zu vertreten, zumal ich jetzt aus den ersten Praxiserfahrungen höre, wie sehr die Kinder das Lara-Buch, also die Lara-Bilder und die Lara-Geschichten, mögen und wie groß das allgemeine Anregungspotential der jeweiligen Episoden ist.

Zum andern wurden die bisherigen Lernangebote zur Wahrnehmungs-, Sprach- und Denkförderung vertieft und stark ausgebaut - im Wissen drum, dass Teile der Lehrerschaft damit Mühe bekunden werden. Mit dem Herzstück, dem integrierten „Lara Denktrainer“ tun sich manche LehrerInnen schwer. Darauf kann aber keine Rücksicht genommen werden. Wir müssen hier Konsequenzen aus der PISA-Studie ziehen, wo es heißt:

„Lesekompetenz ist mehr als einfach nur lesen zu können. Unter Lesekompetenz versteht PISA die Fähigkeit, geschriebene Texte unterschiedlicher Art in ihren Aussagen, ihren Absichten und ihrer formalen Struktur zu verstehen und in einen größeren Zusammenhang einordnen zu können, sowie in der Lage zu sein, Texte für verschiedene Zwecke sachgerecht zu nutzen. Nach diesem Verständnis ist Lesekompetenz nicht nur ein wichtiges Hilfsmittel für das Erreichen persönlicher Ziele, sondern eine Bedingung für die Weiterentwicklung des eigenen Wissens und der eigenen Fähigkeiten - also jeder Art selbstständigen Lernens - und eine Voraussetzung für die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben.“

Ich wiederhole: „Lesekompetenz ist mehr als einfach nur lesen zu können.“ Lesekompetenz als „Verstehen“ heißt in unserer komplexen Welt informationstüchtig sein, also Informationen unterschiedlichster Art finden, ordnen, werten und verwerten. Vereinfacht lässt sich auch sagen: Lesen ist verstehen, verstehen ist ein Denkkakt, das aber bedeutet: Lesen ist denken! Und weil das Ziel des Leseunterrichts nicht das Kind ist, das lesen kann, sondern das Kind

das Lesen tut, d.h. zum Lesen motiviert ist, darf Leseunterricht künftig nicht mehr eine wie auch immer definierte Lese-Technik vermitteln - schon gar nicht durch wiederholendes Üben - sondern er muss jede Lektüre an vielfältigen Verstehensprozessen orientieren, weshalb Leseförderung nicht nur an Sprachförderung gebunden ist, gleichwertig sind auch Angebote zu einer qualifizierten Denkerziehung erforderlich.

Ich möchte hier nochmals auf PISA eingehen. Der „PISA“-Schock, wie die öffentliche Erregung vor Jahresfrist genannt wurde, ist am Abschwellen, obwohl - oder weil ??? - laufend neue „Schocks“ zu erwarten sind. Die Konsequenzen, welche die Politik daraus zog - das habe ich schon im letzten Rundbrief dargelegt - sind für mich jedoch kaum nachvollziehbar. In Hamburg beispielsweise ging man zur Tagesordnung über, d.h. die Politik setzt ihre Duftmarken. Die neue Regierung, die vor 1 1/2 Jahren an die Macht kam, profiliert sich jetzt mit der Ausmerzungen der Gesamtschule, mit neuen Bildungsplänen, mit der verbindlichen Einführung von Notenzeugnissen, mit Personalabbau, mit der Einführung einer zusätzlichen Sportstunde pro Woche usw., während „Lesen im engeren Sinne“ kein Thema ist. Aber da ich von der Politik nichts anderes erwartet habe, beschäftigt mich das wenig. Ich fragte mich, welche persönlichen Konsequenzen ich aus PISA ziehen müsste und „ging über meine Bücher“, denn es ist völlig klar, dass die PISA-Ergebnisse auch mit der Grundschule zu tun haben, obwohl 15-Jährige getestet wurden. Was „lesen ist“ erfährt das Kind zuerst in der Grundschule und hier werden auch Lesemotivationen aufgebaut oder verpasst - wer nicht in der Grundschule zur Leseratte wird, wird es nie mehr.

Ich habe mich also ernsthaft gefragt, was wir tun müssten, was wir besser tun müssten. Eine abschließende Antwort, das muss ich eingestehen, habe ich nicht. Ich hab „Lesen durch Schreiben A2k“ entwickelt und die „Lara“ gemacht (wobei ich finde, das sei schon eine ganze Menge) und habe in meiner Klasse die Programme von „Kontrollfix plus“ stärker eingesetzt. Täglich arbeite ich mit Murat, einem türkischen Jungen, an diesen Programmen und durfte erleben, dass sie wirken. Murat hatte große Mühe mit dem Lesen, er war ein unglaublich langsamer „Entzifferer“ (verdorben durch eine Koranschule) und hatte natürlich am Lesen keinen Spaß. Jetzt hat er sich ein Buch in die Ferien mitgenommen, er will jetzt lesen. Für Murat ist das erfreulich, aber insgesamt ist das zu wenig: Wir müssen mehr tun!

Aber was? Als einer, der selber unterrichtet, weiß ich, wie leicht sich das sagt und wie schwer es umzusetzen ist. Wir stehen in der Schule unter Druck von vielen Seiten. Wir kämpfen gegen Aggressionen, mit Erziehungsproblemen, in meiner Klasse steht es mit der Mathe nicht gut, der Sachunterricht kommt zu kurz, wir möchten tolle Kunstprojekte machen - aber wann??? Alles, was getan wird, wird getan auf Kosten von etwas, was dann unterbleibt - und mit der Durchführung einer Lesenacht (was etwas ganz Tolles ist) ist es eben nicht getan. Und weil das so ist, bin ich ziemlich ratlos. Gewiss ist mir nur, dass es in der Lehrerschaft im Bereich „Lesen“ an Problembewusstsein fehlt und dass darum auch der Aufbau von Lesemotivation nicht gelingen will. Die deutschen Kids sind weltweit diejenigen, die am Lesen den geringsten Spaß haben, die freiwillig am wenigsten lesen.

Trotz Ratlosigkeit - einen Beitrag zur Problemlösung habe ich natürlich: „Lesen durch Schreiben A2k“. Wer „Lara und ihre Freunde“ zur Grundlage seines Unterrichts macht, hat alle Voraussetzungen für einen gelingenden Schriftspracherwerb. „Lesen durch Schreiben A2k“ wird von den LehrerInnen wahrscheinlich auch - so hoffe ich mindestens - weniger abgeändert, pardon: „verbessert“, d.h. es gibt weniger „Mixing“, das Lernangebot wird weniger verwässert, so dass das Konzept voll durchschlagen kann. Würde diese Hoffnung sich erfüllen, würde es mich freuen, denn seit Jahren, das wisst Ihr, leide ich am „Mixing“, d.h. an der Vermischung von „Lesen durch Schreiben“ mit irgendwelchen Fibeln. „Reichen pur“ gilt als undurchführbar - das sei zwar gut gemeint, berge aber große Risiken (hauptsächlich in Sachen

Rechtschreibung). Nun stimmt das zwar nicht, eher ist das Gegenteil richtig, Mischformen sind tendenziell schädlich, doch komme ich gegen das entsprechende Vorurteil einfach nicht an.

In der „Mischform“ wird der Ansatz „Lesen durch Schreiben“ um sein Eigenes gebracht, d.h. um sein Lernverständnis (das selbstgesteuerte Lernen) und seinen spezifischen Lesebegriff (Blitzlesen statt entziffern). Leider scheint gegen die „Mischform“ kein Kraut gewachsen, denn sie wird von einer Koalition gestützt, gegen die kaum anzukommen ist: LehrerInnen, Verlage und die Wissenschaft. „Verkauft“ wird die „Mischform“ als Weiterentwicklung und als Synthese der guten Elemente aus allen Methoden.

Leider irrt jedoch, wer glaubt, man könne durch eine Vermischung gleichsam das „Beste“ aus jedem Konzept verbinden und kumulativ steigern. Eine Suppe wird nicht schmackhafter, wenn man ihr alle Gewürze, die in einer Küche verwendet werden, gleichzeitig beimischt. Benzin-, Diesel- oder Elektromotoren haben alle ihre Vorzüge und Nachteile. Man kann aber nicht die Nachteile des Elektromobils mit den Vorteilen des Benzinmotors ausgleichen, indem man z.B. Benzin in die Batterie schüttet.

Nun plädiere ich ja nicht für einen offenen Unterricht dadurch, dass ich anstelle der Kinder die LehrerInnen gängele und diese dogmatisch an mein Material binde. Ich bin auch nicht so vermessen anzunehmen, außerhalb meines Produzierens gäbe es nichts Brauchbares. Aber ich bin hinsichtlich von „Lesen durch Schreiben A2k“ davon überzeugt, dass mein Material mitsamt dem zugehörigen Ergänzungsmaterial zur Unterstützung des Schriftspracherwerbs das Adäquateste ist.

Im Schulalltag ist das Mixing nur möglich, weil die LehrerInnen Angst vor „Lesen durch Schreiben“ haben, trotzdem aber als „modern“ gelten wollen und dann tun als ob. Die Verlage vertreten das Mixing, weil sie an der Fibel festhalten wollen, denn nur an der Fibel lässt sich Geld verdienen (während „Lesen durch Schreiben“ im Prinzip ja mit einer Buchstabentabelle, einer Wandtafel und einem Stück Kreide auskommen könnte). Die Wissenschaft schließlich, die meist eine Forschung betreibt, die nicht die Grenzen des Wissens sucht, sondern das Bekannte bedient, kommt natürlich nicht darum herum, Vorteile von „Lesen durch Schreiben“ anzuerkennen. Doch sie tut sich erkennbar schwer damit, weil sie sonst von Positionen Abschied nehmen müsste, die sie bislang vertreten hat. Wer an Hochschulen oder in Seminarien 20 Jahre lang den Fibelunterricht propagierte, womöglich selber eine Fibel im Handel hat, müsste über den eigenen Schatten springen, um diese Positionen aufzugeben - und so ist die Legitimierung von Mixing ein scheinbarer Ausweg. Ich kann das irgendwie nachvollziehen, denn mir selber fällt es ja auch schwer, bisherige Positionen aufzugeben - auch ich halte an meinen Überlegungen fest und lasse nur daran rütteln, wenn eindeutige Belege dies erfordern.

Und so stelle ich mich halt innerlich darauf ein, mich auch weiterhin über Mixing ärgern zu müssen, es sei denn, das Kamuffel verschaffe mir diesbezüglich eine neue Gelassenheit. Als ich unlängst wieder einmal mit besonderen didaktischen Dummheiten zu tun bekam und anschließend für mich dachte: „Was ärgerst du dich eigentlich? Bist du verantwortlich? Lass doch den ganzen Scheiß auf sich beruhen und mach dir ein schönes Leben mit deiner Familie“, da hat mir das Kamuffel zum Trost eine Geschichte aus seiner Heimat erzählt:

Kamuffel haben leise Lautgedanken, d.h. wenn sie nahe beieinanderstehen, können sie ihre Gedanken „hören“ oder „lesen“ - wie eine Art außerhalb des Kopfes stattfindende Telepathie. Das ist sehr praktisch, der Nachteil ist nur, dass die Reichweite begrenzt ist, denn wie gesagt, diese lauten Gedanken sind leise. Jenseits einer Reichweite von 30 Zentimetern sind

sie unhörbar - dann müssen auch Kamuffel reden wie wir. Das aber fällt ihnen ziemlich schwer, denn sie haben keinen Redemund wie wir - und das ist auch der Grund dafür, war-um es bei den Kamuffels in früheren Jahrtausenden eine Art schulischen Redeunterricht gab.

Dieser Redeunterricht war didaktisch perfekt vorstrukturiert, aber trotzdem nur bedingt erfolgreich: Bei vielen Kamuffeljunglingen gelang nur eine Art Stottern - ähnlich dem Dehnen bei Fibelunterricht. Stottermuffel - wie man die Ärmsten nannte (ähnlich wie Legasthener) - schämten sich natürlich und deshalb wurde das Stottern zur Krankheit erklärt, eine Krankheit, an der niemand irgend eine Art von Schuld hatte, denn Krankheiten können schließlich jeden treffen.

Zunächst wurde die „Krankheit“ mit „Fiblixtur“ bekämpft. Die Apotheker, welche Fiblixtur verkauften und ganz gute Geschäfte damit machten, wussten zwar, dass Fiblixtur im Grunde nichts nutzte und dass eher zufällig mal auftretende Heilwirkungen lediglich als Imaginativwirkungen, d.h. als Placeboeffekt zu erklären waren. Doch dieses Wissen behielten sie selbstredend für sich - sie wollten schließlich ihr Geschäft nicht ruinieren. Und da sie hohe Umsätze machten, konnten sie entsprechend viel Geld für Werbung und Reklame ausgeben und dadurch das weitverbreitete Vorurteil hinsichtlich der angeblichen Güte von Fiblixtur fortwährend zementieren.

Das schöne Geschäft wurde nur dadurch gestört, dass immer wieder mal eine Vermutung aufkeimte, wonach das Stottern etwas mit Angstverspannungen im Mundbereich zu tun hätte und deshalb anders als mit Fiblixtur zu behandeln wäre. Und tatsächlich gelang es eines Tages eine andere Medizin zu entwickeln, Ledusixtur, die eine kausalmedizinische Wirkung entfaltete. Dieser Durchbruch wurde jedoch nicht gewürdigt, im Gegenteil - der Apotheker, der es wagte, Ledusixtur zu vertreiben, wurde von der gesamten Konkurrenz nieder gemacht. Man behauptete, Ledusixtur würde zum Falschsprechen verleiten - dass das Stottern aufhörte, wurde verschwiegen.

Ledusixtur unwiederruflich zu diskreditieren gelang allerdings nicht - dazu war es zu gut. Also wurden Multipräparate als das Non-plus-ultra angeboten: Fiblixtur mit Beimischungen von Ledusixtur. Und dem Apotheker, der Ledusixtur herstellte, empfahl man die Beimischung von Fiblixtur. Auf dieses Ansinnen ging er allerdings nicht ein, denn was hätte das für ihn gebracht? Fiblixtur, das bloß über einen Placebo-Effekt wirkt, kann natürlich in seiner Wirkung gesteigert werden, wenn man es mit dem echten Heiltrank anreichert. Würde hingegen der Heiltrank mit dem Placebo verdünnt, dann brächte das keinen Vorteil, es würde lediglich seine Heilwirkung reduziert.

Wie die Geschichte danach allerdings weiterging, weiß ich nicht. Das Kamuffel war plötzlich wieder verschwunden - was übrigens typisch ist, es kommt und geht scheinbar zufällig - doch auch ohne das Ende der Geschichte verstehe ich, was das Kamuffel meinte.

Als Fortbildner bin ich immer noch unzufrieden. Was ich an Fortbildung anbiete, findet kaum Resonanz. Gäbe es nicht die Ferienseminare in Weimar, wo ich den Eindruck habe, dass die TeilnehmerInnen sich mit meinen Überlegungen auseinandersetzen, wäre ich ziemlich frustriert.

Zum Glück gibt es nicht nur Frust: In der Schule geht es mir sehr gut. Unsere Klasse, die 2a, ist nach wie vor eine ganz spezielle Klasse, mit sehr, sehr netten Kindern. In sozialer Hinsicht sind sie Spitze, sie sind friedlich, kameradschaftlich, hilfsbereit und absolut selbständig. Auch leistungsmäßig kann sich die Klasse sehen lassen, sie lesen viel, sie schreiben nette

Geschichten - nur in Mathematik machen sie mir Sorgen, hier ist bei einigen irgendwie „der Wurm“ drin. Aber da ich ja grundsätzlich Optimist bin, hoffe ich, dass wir auch das noch hinkriegen.

Der Schriftsteller Henry Miller meinte: „Leben ist das, was wir daraus machen.“ Zum Teil stimmt das. Andererseits weiß ich längst schon, dass es im Leben nicht auf das ankommt, was „ich“ will, sondern was „das Leben“ will. Jene Volksweisheit „Der Mensch denkt und Gott lenkt“ hat auch recht. Mein Leben war in den letzten Jahren zuinnerst von Ängsten geprägt, Ängsten, die ich gegen außen zu verbergen wusste. Nun, da „Lesen durch Schreiben A2k“ bzw. „Lara und ihre Freunde“ vorliegt, scheint es, als ob ich diese Ängste überwunden hätte und befreit mit neuem „drive“ auf die Lebenspiste könne. Jedenfalls bin ich nachwievor entschlossen, didaktisch weiter vorwärts zu machen und glaube, dass auch in den nächsten Jahren noch ein paar Schritte gelingen könnten.

Nachdem wir hier oben „im Norden“ erst einen „kalendarischen“ Frühling hatten, noch keinen tatsächlichen - es war anders als in Süddeutschland oder der Schweiz meist kalt und nass und neblig, eher wie November - ist nun schönes Wetter doch noch gekommen und die Laune, die unter dem Nebel litt, hellt sich auf. Ein Jahr Drittel ist schon wieder vorbei, von diesem Jahr, in dem „Lara und ihre Freunde“ endgültig fertig werden soll. Ich bin gespannt, was wird. Langsam gewinnt auch die Theorie Kontur. Im nächsten Rundbrief, ich verspreche es, werde ich darüber berichten. Jetzt aber schließe ich. Ich muss die Koffer packen - die Großeltern reisen in die Schweiz, um ihren Enkel zu besuchen.

Mit herzlichen Grüßen  
Jürgen Reichen

PS:

Fast hätte ich es vergessen. Es kann eine weitere erfreuliche Mitteilung gemacht werden: Nach über 7 Jahren einer intensiven und langwierigen Entwicklungsarbeit wird ab April das Würfelmosaik „Cubumino“ erhältlich sein. Auch „Cubumino“ ist etwas ganz Besonderes, doch kann ich hier jetzt nicht mehr darauf eingehen - schaut in den Heinevetter-Katalog, wenn Ihr Genaueres wissen wollt oder geht ins Internet: [www.heinevetter-verlag.de](http://www.heinevetter-verlag.de)

\*\*\*\*\*

Brief 12

Jürgen Reichen  
Bei der Mennokate 17  
23843 Bad Oldesloe



Januar 2004

Liebe Kolleginnen und Kollegen,  
was das Foto hier zeigt, ist nicht Teil einer Reklame für Wegwerfwindeln, hier sieht man meine künftige „pädagogische Bewährungsprobe“. Wie erinnerlich hat mich vor Jahresfrist der Gedanke, Opa - und d.h.: alt - zu sein, nicht nur erfreut. Doch jene KollegInnen behielten Recht, welche mir voraussagten, dass sich das ändern werde, sobald der Enkel heranwachsen. Nun ist der Junge also da und es ist wirklich faszinierend zu beobachten, wie sich bei ihm ein Lebensverständnis entwickelt und Weltwissen aufbaut. Verblüfft stelle ich auch fest, dass dieser Junge „anders“ ist, als es damals Lukas und Katja, unsere eigenen Kinder, waren,

wobei ich nicht entscheiden kann, ob der Junge - er heißt übrigens Juli, ein in schweizerischen Gebirgsgegenden alteingeführter Name - tatsächlich anders ist oder ob wir ihn nur anders wahrnehmen.

Eins allerdings ist sicher: Man geht anders mit dem Kind um, geht anders auf das Kind ein und zwar nicht nur im familiären Rahmen. Zwei Beispiele:

Aufgrund von Tiefbauarbeiten an der Kanalisation bestand am Ende der Straße eine kleine Baustelle mit einem Bagger. Täglich schaute Juli fasziniert den Arbeiten zu, drei Wochen lang. Dann waren die Arbeiten abgeschlossen, der Graben war wieder zugeschüttet und die Arbeiter räumten auf. Juli sah ihnen wieder zu, dieses Mal jedoch erkennbar unzufrieden, irgendwie merkte man, er vermisst den fahrenden Bagger. Da bestieg der Fahrer sein Fahrzeug und fuhr extra für Juli ein paar Ehrenrunden! Das hätte es vor 40 Jahren nicht gegeben.

Beispiel 2: Juli ist liebend gerne auf dem Kinderspielplatz. Er ist ja inzwischen 14 Monate alt und kann gehen, er liebt die Rutsche, die Schaukel und das Klettergerüst, vor allem aber die anderen Kinder, am liebsten die Jungs, die Fußball spielen. Einem Fußballspiel schaut er intensiv und lange (bis zu 20 Minuten) zu. Eines Abends waren nur noch drei größere Jungs auf dem Platz. Sie kickten und rollten auch Juli den Ball hin und wieder zu, der dann versuchte, den Ball zurück zu rollen. Manchmal gelang das sogar und alle lobten den Kleinen. Dann auf einmal umstanden die drei Jungs unseren Kleinen, legten sich flach auf den Boden und der „Anführer“ sprach: „So - und jetzt bist du der Größte!“ Das hätte es vor 40 Jahren auch nicht gegeben.

Dieser Juli, den meine Frau ein „entzückendes Kerlchen“ nennt und mit „Goldschatz“ anredet, hat unsere familiären (und meine eigenen!) Perspektiven verändert. Als wir vor über 10 Jahren beschlossen hatten, nach Norddeutschland zu ziehen, da taten wir das in der festen Absicht, dort unseren Lebensabend zu verbringen. Davon ist keine Rede mehr. Meine Frau, zwar in Bad Oldesloe aufgewachsen, will nach Basel zurück. Und ich muss sie natürlich begeben, obwohl ich persönlich eigentlich lieber geblieben wäre. Im Rückblick sind diese hamburger Jahre die besten in meinem Leben gewesen. Aber sie gehen zu Ende. Im Spätsommer werde ich 65 und aufgrund der bestehenden Bestimmungen Ende Januar 2005 pensioniert. Vielleicht darf ich das Schuljahr 2004/05 noch zu Ende führen (also ein halbes Jahr über den üblichen Termin hinaus), dann aber ist Schluss. Aus diesem Grund habe ich auch meine Unterrichtsverpflichtung reduziert und stehe - ein letztes Mal - nochmals für Lehrerfortbildung zur Verfügung. Von Februar bis Juli jeweils Mittwochs, Donnerstags, Freitags und Samstags wäre ich nochmals bereit, meine Überlegungen vorzutragen. Ein entsprechendes Angebot haben wir allen Schülern in Deutschland zugeschickt, und wer Interesse hätte kann auch bei mir nähere Informationen bekommen (am liebsten via Email: j.reichen at t-online. de).

Wie es so ist im Leben: Wir erfahren Abschied und Neuanfang mit einem weinenden und einem lachenden Auge, mit Betrübnis und Erleichterung. Davon will ich jetzt nicht reden, es geht ja noch ein Jahr bis Abschied und Neuanfang tatsächlich anstehen, doch weiß ich jetzt schon, dass mich mindestens eine Sache sehr erleichtern wird: Ich werde begrüßen, den Auswirkungen deutscher Bildungspolitik nicht mehr unterworfen zu sein.

Als Erzieher sollte man Optimist sein, und das bin ich auch, und man soll Vertrauen in die Menschen setzen, und das tue ich auch, doch muss ich zugeben, dass mir das in den letzten Jahren zunehmend schwer fällt. In einer Presseclub-Sendung, die ich regelmäßig am Sonntagmittag verfolge, hat vor Weihnachten der Herausgeber und Chefredakteur der Wochenzeitung DIE ZEIT, Michael Naumann, früher mal „Kulturminister“, in einer Sendung zum

Thema „Bildung“ darauf hingewiesen, was z.B. in Schweden deutlich besser läuft als in Deutschland: Schweden hat deutlich besseres politisches Personal. Hierzulande, so scheint es, begnügt man sich mit dem Expertentum jener, die als Kinder auch mal in der Schule waren. Dem ist nichts hinzuzufügen.

Wenn ich - im Jahre 2 nach PISA - an die derzeitige Situation in Deutschlands Schulen denke, an die Maßnahmen, welche die Bildungspolitik inzwischen eingeleitet hat, dann finde ich in mir nur eine Mischung aus Zorn, Ohnmacht und Resignation. Von „Qualitätssicherung“ ist jetzt vornehmlich die Rede, neben ein paar anderen hohlen Schlagwörtern - hohl, weil es sich immer nur um Gerede handelt, um nichts als Gerede. Ich bin ein schlichtes Gemüt und habe die PISA-Ergebnisse verkürzt so verstanden, dass deutsche 15jährige nicht gut lesen können. Und welche Konsequenzen hat nun beispielsweise die hamburgische Bildungspolitik daraus für die Grundschule gezogen? Man führte, wie ich schon im letzten Rundbrief erwähnte, eine dritte Sportstunde ein und bewertet in den Grundschulzeugnissen sprachliches Können neu: Dabei wird Lesekompetenz mit 20%, Rechtschreibung und Grammatik mit 40% gewichtet. Versteht mich nicht falsch: Ich habe nichts gegen eine dritte Sportstunde, sie war lange überfällig und angesichts einer wachsenden Zahl von Kindern mit Übergewicht und motorischen Problemen nötig - ich sehe nur nicht den Zusammenhang mit PISA. Ich habe auch nichts gegen Rechtschreibung und Grammatik, meine aber den PISA-Ansatz so verstanden zu haben, dass man Lesekompetenz ins Zentrum der Untersuchung gestellt hat, weil Lesekönnen, nicht Rechtschreibung und Grammatik, die absolut wichtigste Voraussetzung für alles weitere Lernen darstellt. In Hamburg freilich weiß man das besser: Lesen ist halb so wichtig wie Rechtschreibung und Grammatik. KollegInnen: Es darf gelacht werden. Der Minister, der hierfür politisch verantwortlich war, musste inzwischen zwar zurücktreten (natürlich wegen anderer Dinge), nur - ist das ein Trost?

Was ein Kapitän taugt, zeigt sich nicht bei ruhiger See, sondern im Sturm. Nun haben wir stürmische Zeiten - und müssen feststellen, dass die meisten unserer Kapitäne nur schönwettertauglich sind. Jedenfalls erweist sich derzeit, dass wir praktisch überall (Ausnahmen bestätigen vielleicht die Regel) mit weitgehend inkompetenten Schulbehörden geschlagen sind. In einer Situation, da einerseits massiv gespart werden muss und andererseits eine Qualitätsverbesserung überaus dringlich ist, wären neue Ideen gefragt, kreative Lösungen, doch unsere Behörden agieren lediglich bürokratisch, formalistisch orientiert. Sie wirken auf mich als intransparenter, inkompetenter Moloch. Ganz selten wird klar, wer eigentlich jeweils die Entscheidungen trifft und aus welchen Gründen. Dass darüberhinaus neben politischen, finanziellen und rechtlichen Aspekten fachliche Gründe ungefähr nie eine Rolle spielen, macht das Ganze auch nicht besser.

Der Journalist Reinhard Kahl, der sich intensiv mit den nordeuropäischen „PISA-Siegern“ beschäftigt hat, befragte einen hohen Bildungsverantwortlichen aus Schweden, das früher in Schulfragen hinter Deutschland rangierte, wie der schwedische Erfolg zu erklären sei? Die Antwort war für mich außerordentlich erhellend: „Wir haben die Bürokratie geschlachtet“. Davon sind wir - jedenfalls in Hamburg - nicht nur weit entfernt, im Gegenteil, die Bürokratie wird hier gemästet und ausgebaut. Ich arbeite an einer kleinen Schule mit einem Kollegium, das sich trotz verschlechternder Bedingungen nach vorn entwickeln will - dabei von der Behörde jedoch nicht nur keinerlei Unterstützung, sondern zusätzliche Einschränkung erfährt.

Die Hälfte der hamburgischen Schulbehörde heißt „Schulaufsicht“, ein bürokratisch aufgeblähter Apparat, von dem aus Außensicht nicht erkennbar wird, „was die eigentlich den ganzen Tag lang tun?“ In der Schweiz gab es auch eine Schulaufsicht und alle Lehrpersonen wurden zweimal jährlich im Unterricht besucht - unangemeldet. Anschließend wurde ein Bericht abgefasst. Als Lehrer wusste ich danach, wo ich stehe. In Hamburg wurde ich 9 Jahre

lang nie im Unterricht von irgendjemandem kontrolliert. Offenbar vertraut man mir, dass ich meine Arbeit schon recht mache. Nun ist das für mich natürlich angenehm, doch dem System Schule frommt das nicht. Ich kenne Leute, die nicht gut unterrichten und ebenso unbehelligt bleiben wie ich.

Nach PISA bekamen die Lehrerschaft, die Elternschaft, die Bildungspolitik „ihr Fett weg“, nur die Frage nach der Rolle der Schulaufsicht wurde nicht gestellt, grade so, als ob am schlechten Zustand der deutschen Schulen die Schulaufsicht nicht beteiligt sei. Dabei wäre es doch grade deren Aufgabe, dafür zu sorgen, dass die Schulen gut arbeiten. Daher frage ich: Hat denn die Schulaufsicht nicht realisiert, dass das deutsche Leistungsniveau schlecht ist? Wenn sie es nicht bemerkt hat, dann muss man folgern, sie ist inkompetent. Falls sie jedoch Bescheid wusste, fragt sich, warum unternahm sie nichts dagegen, warum schlug sie nicht Alarm? Liegt dieser Sachverhalt vor, dann muss die Schulaufsicht sich den Vorwurf der Verantwortungslosigkeit gefallen lassen. Persönlich habe ich zwar nicht den Eindruck, dass die konkreten Menschen, welche die Schulaufsicht führen, verantwortungslos seien, aber für inkompetent halte ich sie sehr wohl!

Das tönt nicht nur bitter, es ist es auch. Ich schwanke widersprüchlich hin und her - einerseits denke ich, ach was soll's, in einem Jahr gehst du in den Ruhestand, lass die doch machen; andererseits denke ich, man kann sich nicht in die Resignation verabschieden, man muss sich irgendwie einbringen, aber wie?

Zum Glück gibt es nicht nur Frust: In der Schule geht es mir immer noch sehr gut. Unsere Klasse, jetzt 3a, ist nach wie vor eine ganz spezielle Klasse, mit sehr, sehr netten Kindern. Was schon in den früheren Rundbriefen gesagt wurde, kann wiederholt werden: In sozialer Hinsicht sind diese Kinder Spitze, sie sind friedlich, kameradschaftlich, hilfsbereit und absolut selbständig. Auch leistungsmäßig kann sich die Klasse sehen lassen, sie lesen viel, sie schreiben nette Geschichten - nur in Mathematik machen uns einige immer noch Sorgen. Der Wunsch, den ich diesbezüglich vor Jahresfrist hegte, hat sich nicht erfüllt. Dafür gibt es etwas anderes sehr Erfreuliches zu vermelden. Die Klasse 3a ist nicht die einzige nette Klasse an unserer Schule. Unsere jetzige erste Klasse und die zweite sind ebenso erfreulich. In beiden Klassen wurde „Lara und ihre Freunde“ eingesetzt - und die Erfolge sind mit Händen zu greifen. Ich bin ja bei Eigenlob, ob ihr es glaubt oder nicht, durchaus zurückhaltend, doch muss ich es hier einfach nochmals sagen: „Lara und ihre Freunde“ ist einsame Spitze!!! Auch KollegInnen, die früher überzeugte Fibel-BenutzerInnen waren, schließen sich nun, nachdem sie eigene Erfahrungen mit „Lara“ machten, diesem Urteil an.

Es gab ja in den letzten Jahren Zeiten, da dachte ich, es werde mit den Kindern immer schwieriger - das war offensichtlich voreilig. An unserer Schule wird es besser. Ich habe dafür keine abschließenden Erklärungen. Ist es Zufall? Hat ein Umdenken bei der Elternschaft eingesetzt oder ist es so, wie meine Tochter - und nicht nur sie - vermutet? Katja, die im Moment eine Klasse 1 mit Hilfe von „Lara“ betreut, meint, es habe tatsächlich mit dem neuen „LdSAk2“ zu tun, also mit Lara, ihren Freunden und dem Kamuffel.

Seit Jahren beklage ich mich darüber, dass meine Überlegungen zum Schriftspracherwerb in der Regel weitherum ignoriert werden. Man nimmt sie nicht zur Kenntnis und setzt sich schon gar nicht kritisch damit auseinander. Doch vielleicht ändert sich das nun, denn im letzten Sommer hat die Fibel-Fraktion ein Problem bekommen: Im Internet wurde weltweit der nachstehende Text verbreitet, der schlagend und auf verblüffende Weise beweist (auch für traditionell orientierte KollegInnen), was ich seit Jahrzehnten predige: Das ganze BuchstabenTraining und Üben des „Zusammenschleifens“, das die Fibel-Spezialisten betreiben, wo-möglich noch unter Zuhilfenahme von Lautgebärden und Mundstellungs-Training ist sinnlos bzw. kontraproduktiv. Denn:

Gmæß eneir Sutide eneir elgnischen Uvinisterät, ist es nchit witihg in wleechr Rneflogheie die Bstachuebn in eneim Wrot snid, das eizngie was wcthiig ist, ist dsas der estre und der lzette Bstabchue an der ritichegn Pstioion snid. Der Rset knan ein tetoalr Bsinöldn sien, tedztorm knan man ihn onhe Pemoblre lseen. Das ist so, wiel wir nchit jeedn Bstachuebn enzelin leesn, snderon das Wrot als gnazes. Nürtliach kapplt das mit krezun Wetrörn bsseer als mit leangn, auch bsseer wnen „sch“, „nn“, „ng“ usw. nchit grnntet werden.

Der Spiegel-Verlag hat dieses Phänomen aufgegriffen und bewirbt neuerdings sein „SPIEGEL special“ über „Die Entschlüsselung des Gehirns“ mit der Frage:

WSEIO KNÖNEN SIE DEIESN STAZ LSEEN,  
OWHOBL DIE BCUTHSAEBN NCHIT IN DER RITHCIEGN RIEHNEFOGLE SHETEN?

Diese Frage hat es in sich, verweist sie doch erneut auf die Frage, was Lesen eigentlich ist und wie es dazu kommt, dass wir es können. Die meisten Leute, aber auch viele LehrerInnen, halten das im Grunde ja für eine rein rhetorische Frage, denn eigentlich weiß doch jedermann die Antwort. Kinder lernen lesen so, wie man selber vor Jahren in der Schule lesen lernte.

Unklar - und weitgehend offen - ist die Frage seltsamerweise nur, sobald man sich ausgiebig und grundsätzlich mit ihr beschäftigt. Denn: „Wie lernen Kinder lesen?“ ist genau genommen lediglich grammatikalisch gesehen eine korrekte Frage; auf dem Hintergrund eines auf Wahrheit ausgerichteten Erkenntnisinteresses ist sie unpräzise und m.E. sogar irreführend. Sie setzt stillschweigend die Annahme voraus, dass Lesen gelernt wird und höchstens noch geklärt werden müsste, wie.

Ihr wisst, dass ich diese Annahme bezweifle. Mir scheint, dass das Lesen nicht gelernt wird - es wird „plötzlich gekonnt“. Gelernt wird das Schreiben und wer schreiben kann, kann eines Tages, ohne irgend ein Zutun, auf einmal - eben plötzlich - lesen! Das ist das wesentliche Ergebnis aus 34 Jahren Arbeit mit „Lesen durch Schreiben“.

In einem Beitrag für die Zeitschrift „Grundschulunterricht“ schrieb ich im Mai 1996: Woher wissen wir denn, dass Lesen „gelernt“ wird? Die Tatsache, dass kleine Kinder, die zunächst nicht lesen können, irgendwann im Verlauf ihrer Entwicklung über diese Fähigkeit verfügen, ist streng genommen ja noch kein Beweis dafür, dass sie es lernten, d.h. dass das Lesekönnen Ergebnis eines Lernprozesses ist. Wir meinen natürlich, weil wir die Kinder einem Leseunterricht unterwerfen, und sie zu gewissen, didaktisch ausgeheckten Verhaltensweisen zwingen, das würde dazu führen, dass sie es lernen. Nur - was ist mit den Kindern, die trotz unserer unterrichtlichen Maßnahmen nicht (oder nur unzureichend) lesen können? Und was ist mit den Kindern, die auch ohne Schulunterricht Leser wurden? Offenbar gibt es Kinder, bei denen unser Leseunterricht versagt, und Kinder, die ihn nicht brauchen. Die allgemeine Meinung, wer lesen könne, hätte dies in der Schule gelernt, kann auch ein Irrtum sein. Alle feststellbaren Tatsachen könnten nämlich auch als Placebo-Effekt erklärt werden: Weil die ganze Gesellschaft glaubt, dass man im schulischen Leseunterricht lesen lerne, glauben das selbstredend auch die Kinder - und dieser Glaube ist es dann, der die Lesekompetenz freisetzt. Nur der Glaube bewirkt, dass Kinder eines Tages lesen können. Und daher ist das Ganze vielleicht auch über einen anderen Auslöser möglich. Vielleicht stellen wir eines Tages fest, dass wir mehr erreichen, wenn wir auf den traditionellen Leseunterricht verzichten und mit den Kindern stattdessen afrikanische Regentänze aufführen - interessanter dürfte das für die Kinder allemale sein.

Nun behaupte ich natürlich nicht, dass man über afrikanische Regentänze zum Leser wird (meine These heißt ja, dass man durch Schreiben dazu kommt), aber ich möchte dafür

plädieren, den bisherigen Leseunterricht endlich grundsätzlich in Frage zu stellen - nicht nur, weil er seine behauptete Lernwirkung nicht nachweisen kann, sondern mehr noch, weil sie offenkundig nicht besteht. Wenn man im traditionellen Leseunterricht tatsächlich lesen - richtig lesen - lernen würde - warum ist dann das Ergebnis so deprimierend?

Als im Sommer die Shace mit den vertauschten Babuchstaben atukell war, brachten mir einige Kegillon Federnlogs: Sie testeten in ihrer Schule die Kinder mit einem Text, in dem die Buchstaben vertauscht waren. Kinder, die mit der Fibel lesen lernten, konnten ihn nicht verstehen, Kinder, die „LdS“ hatten, verstanden.

In einer Broschüre der hamburgischen Schulbehörde zu Rechenproblemen von Grundschulkindern findet sich das bemerkenswerte Eingeständnis, dass wir eigentlich nicht wissen, wie Kinder Mathematik lernen. Diese Feststellung gilt aber für alles Lernen. Womöglich sollten wir uns wirklich einmal ernsthaft mit der Behauptung beschäftigen: Wer lesen kann, kann es nicht, weil er in der Schule einen Leseunterricht hatte, sondern obwohl er einen Leseunterricht hatte. Für mich wird zunehmend klar, dass all unser didaktisches Tun weitgehend zeremoniell ist, nicht funktional. Ich verweise zum „hundertsten Mal“ darauf hin, dass Buchstaben-Trainings, Üben des „Zusammenschleifens“, womöglich noch „mit allen Sinnen“ (Fühlbuchstaben aus Holz oder Kunststoff) und unter Zuhilfenahme von Lautgebärden, Silben-Trommeln, Mundstellungs-Training vor dem Spiegel und was es sonst noch alles an „didaktischen Fortschritten“ gibt absolut überflüssig ist: Das Kind lernt von selber - d.h. in meiner Begrifflichkeit: vom Selbst gesteuert - lesen, wenn es den richtigen Anstoß bekommt!

In der Medizin gibt es die sogenannten „spontanen Remissionen“. Das sind Selbstheilungen, die ganz offensichtlich nicht auf eine medizinische Behandlung zurückgeführt werden können. Dass aber Patienten „von selbst“ gesund werden, ist bis heute nicht nur ein unaufgeklärtes Rätsel, das viele Mediziner immer noch am liebsten unter den Teppich kehren würden, sondern ein Ärgernis. Offenbar empfinden es Ärzte als Kränkung, wenn jemand ganz ohne ihr Zutun wieder gesund wird.

Bei LehrerInnen spielt sich etwas ähnliches ab. Sie empfinden das selbstgesteuerte Lernen als Ärgernis - es macht sie ja scheinbar überflüssig. Nun stimmt das ja nicht. Pädagogisch sind LehrerInnen alles andere als überflüssig, aber didaktisch sollten sie sich zurücknehmen. Zum Glück setzt sich langsam, jedenfalls in der Wissenschaft, die Einsicht durch, wo der Fehler unserer überbordenden Didaktisierung liegt: Diese didaktischen Modelle der „Fibler“ verstoßen gegen die Ganzheitlichkeit in der Funktionsweise unseres Gehirns.

Dass das Gehirn ganzheitlich funktioniert, belegen übrigens auch Hinweise aus dem Bereich der Sprechsprache: Gehörte Töne werden erst durch Sinnzuweisung zu dem, was sie zu sein scheinen. Es gibt keineswegs eine klare Zuordnung von Tonfrequenzen zu Phonemen und den gehörten einzelnen Wörtern und Silben entsprechen keineswegs ebenso einzelne akustische Signale. Die Analyse des akustischen Inputs ist immer zugleich eine Synthese. Experimentell lässt sich dies z. B. dadurch zeigen, daß im akustischen Signal bestimmte Stellen durch ein ganz kurzes „sch“ ersetzt werden. Je nach Kontext wird dieses Rauschen dann als dieser oder jener Buchstabenlaut gehört. In den Sätzen „er nahm den Löffel und aß die \*uppe“, „an der Angel hing ein kleiner \*isch“, „der Schornsteinfeger kletterte auf das \*ach“ und „komm' her und setz' dich an den \*isch“ wird ein einige Millisekunden identisches „sch“ (hier im Text jeweils durch „\*“ gekennzeichnet) je nach Kontext als s, f, d oder t gehört. Es sei nochmals betont, daß nicht zuerst „sch“ gehört wird und dann eine Interpretation des gehörten „sch“ erfolgt. Zwar „spricht“ das Tonband z.B. „Papa fuhr mit der Bahn nach Scherlin“, doch wir hören direkt „... mit der Bahn nach Berlin“. D.h.: Der Vorgang des Hörens ist identisch mit der Interpretation des Gehörten.

Meine Praxis funktioniert prächtig. Alle, die sich auf meinen Weg begaben, bestätigen das. Freilich ist diese Erfahrung von vielen KollegInnen noch kein Beweis für die Richtigkeit meiner Theorie. Aber so lange diese Praxis zur Theorie passt, und umgekehrt, ist diese Theorie noch nicht falsifiziert und so lange darf man sie als diskussionsfähig bezeichnen. Daher ist es mein Recht, zu verlangen, dass man sich endlich ernsthaft mit meinen Thesen auseinandersetzt. Unbescheiden, wie ich bin, finde ich, es sei endlich an der Zeit, sich vom andern Ende des Universums her an die Fragen von Schule, Bildung, Unterricht und Lernen zu machen.

Häufig, wenn ich in Fragen rings um „LdS“ ungeduldig und unzufrieden bin, „tröstet“ mich das Kamuffel. Es erzählte mir wieder eine Geschichte aus seiner Heimatgalaxis, gab mir aber, wie immer, keine Deutung. Ich sollte selber überlegen und begreifen, was diese Geschichte mit „LdS“ zu tun haben könnte. Ich muss gestehen, dass ich noch nicht ganz schlau wurde. Aber vielleicht kann mir ja jemand von euch auf die Sprünge helfen. Die Geschichte drucke ich hiermit ab:

### Die Gnade der Götter

Taxoka war ein sehr karges Land, trocken, annähernd eine Wüste, nur Kakteen, Sukkulente u.ä. Pflanzen, die kaum Wasser benötigen, gediehen hier - und Patabenas, eine Art Kartoffelbohnen bzw. Bohnenkartoffeln in Form riesengroßer Kürbisse von bis zu 200 kg Gewicht, die auf eingezäunten Großfeldern, eines pro Stadt, angebaut wurden. Patabenas waren die Lebensgrundlage für die einheimische Bevölkerung, sie ließen sich problemlos und jahrelang lagern und zu unzähligen, fantastisch-leckeren Gerichten zubereiten. Sie wären die ideale Nahrungspflanze gewesen, wären ... wenn nur ihr Wachstum nicht so unendlich leidbringende Opfer erfordert hätte.

Die Aussaat war einfach, denn trotz der ungeheuren Ausmaße reifer Patabenas waren ihre Samen sehr klein und einfach in die Erde zu bringen. Was hingegen sehr schmerzlich war, war, dass die Samen nur keimten und wuchsen, wenn den Göttern im vierten Vollmond des Jahres ein heiliges Opfer dargebracht wurde - ein Menschenopfer. Dies geschah im „großen Ritual“, einer pompös-feierlichen Zeremonie, die mehrere Stunden dauerte und an der die ganze Bevölkerung teilnehmen musste. Geleitet wurde das Ritual von besonders ausgebildeten und auserwählten „Hütern“, d.h. den Besitzern und Bewahrern des gesamten Wissens und der erlaubten Wahrheit, einer parasitären Priester-Politiker-Kaste, wie sie es wohl mehr oder weniger ähnlich in allen menschlichen Gesellschaften und zu allen Zeiten gab und gibt. Mit geheimen Gebeten und unter magischen Beschwörungen der dritten Stufe musste eine Jungfrau geopfert werden und mit ihrem Blut, das in geweihten Gefäßen aufgefangen wurde, hatte danach der „Hohe Hüter“ zweiten Grades alle Patabenas-Samen zu weihen - deutsch und deutlich gesprochen: Eine junge Frau wurde geschlachtet und ihr Blut dort auf die Erde gegossen, wo man Patabenas-Samen gepflanzt hatte.

Waren die Samen geweiht, dann stimmte das Volk in den Jubelchor ein und damit der Teufel - das Kamuffel benutzte einen anderen Ausdruck, den ich nicht verstand, gemeint war aber Satan - das heilige Blut nicht mehr entweihen oder gar rauben konnte, wurde es unter dem Gesang der „Hüter“ schließlich vom „Hohen Hüter“ dritten Grades unter Beachtung strikter Regeln (die geheim waren) mit gewöhnlichem Wasser weggespült. Damit war das „große Ritual“ zu Ende und es schloss sich jeweils ein fröhliches Volksfest an, das meist bis weit in die Nacht hinein dauerte.

Nun, wie schon erwähnt, das „große Ritual“ war zwar schmerzlich für das auserwählte Opfer und seine Familie, aber es war auch wirksam - die Patabenas gediehen und alles Volk hatte ein Jahr lang zu essen.

Jahrhundertlang wurde diese archaische, heilige „Tradition“ hochgehalten, bis die Götter endlich ein Erbarmen hatten und sich gnädig zeigten. Wie es dazu kam, erzählt die Geschichte vom großen Aksatyrakos, dem „Hohen Hüter“ in der Hauptstadt Tuchan.

Aksatyrakos war ein redlicher Mann, kein Heuchler und Intrigant, er war nicht nur spirituell, sondern auch human (obwohl er den Ausdruck nicht kannte), er liebte die Menschen und tat Gutes, wo er nur konnte - man wundert sich noch im Nachhinein, wie so ein Mann zum „Hohen Hüter“ aufsteigen konnte. Natürlich hatte er Neider, ja sogar Feinde und war von intriganten Schmeichlern umgeben, die zum einen von seiner Stellung persönlich zu profitieren versuchten und gleichzeitig diese Stellung untergruben.

Die Tragödie seines Lebens begann, als er insgeheim sinnierte, wie man die Götter dazu bringen könnte, auf die Menschenopfer zu verzichten. Dabei wurde er bei einem entsprechenden Gebet belauscht und unter Ketzerverdacht gestellt. Gegen Ketzerei jedoch gingen die „Hüter“ unerbittlich vor - Ketzer wurden grausam gefählt, und nicht nur sie, sondern ihre ganze Familie, Eltern und Schwiegereltern, Ehegatten und Kinder. Und so kam es, wie es kommen musste: Um seine übrige Familie zu retten und sich vom Vorwurf der Ketzerei zu befreien, musste Aksatyrakos die Opferung seiner ältesten Tochter zugestehen.

Sein Leid war unermesslich, die ganze Stadt litt mit ihm, so innig und stark, dass seinen Feinden schweigende Zurückhaltung geboten schien. Und in dieser schweren Stunde erwiesen sich die Götter als gnädig: Sie sandten Aksatyrakos ein Zeichen, wonach beim alljährlichen „großen Ritual“ künftig auch ein Lamm akzeptiert werde.

So war es und seither verehrten die Menschen in Taxota niemanden mehr als Aksatyrakos, der wohl zu Recht zum Nationalheiligen verklärt wurde. An ihn kam niemand mehr heran, auch nicht Tupomyros, auch ein „Hoher Hüter“, dem die Götter in jenem schrecklichen Jahr 137 nach Aksatyrakos ebenfalls eine Gnade erwiesen: In einer Vision erfuhr er, dass beim „großen Ritual“ auch ein Huhn als Opfer angenommen werde.

Allerdings schienen die Götter an diesem Opfer nicht mehr so sehr interessiert, als nämlich der „heimliche Ketzer“ Syturika, auch ein „Hoher Hüter“, als Opfergabe eine Ratte schlachtete, da waren die Götter auch mit der Ratte zufrieden. Erst als Syturika, der Ketzer, gänzlich auf das „Ritual“ verzichten wollte und überhaupt kein Blut mehr opferte, setzten die Götter ein Signal: Die Patabenas wuchsen nicht. Der richtige Zeitpunkt - vierter Vollmond des Jahres - war dahin, Gebete blieben unerhört, Verzweiflung bemächtigte sich der Menschen bis sich zuletzt der Zorn der Götter in einem gewaltigen Gewitter entlud, danach hatten sie ein Einsehen, und die Patabenas wuchsen - zwar verspätet, aber immerhin.

Die Taten Syturikas waren allen eine Warnung, so dass es nochmals lange dauerte, bis das „Ritual“ verändert wurde. Das war als ....

An dieser Stelle hielt das Kamuffel plötzlich inne und verschwand auf einmal, ich weiß nicht wohin. Und mir bleibt nichts anderes übrig als zu warten, bis es wieder auftaucht.

Ein Jahr geht schnell vorbei - und ich fürchte, dass 2004 für mich ein besonders „schnelles“ Jahr werden wird, denn es ist endgültig mein letztes Dienstjahr. In solcher Situation stehen normalerweise nicht neue Projekte an, sondern das Abschließen der bereits begonnenen. Trotzdem bin ich immer noch „nach vorn“ orientiert. Da ich mich meiner Schule, meinen Schulkindern und meinen Kolleginnen nachwievor sehr stark verbunden fühle, bringe ich mich immer noch ein. Wir arbeiten an einem großen Projekt, über das ich vielleicht im nächsten Rundbrief berichten kann. Jetzt wäre es zu früh. Auch wenn wir in Hühnern nur dumme

Geschöpfe sehen, eines haben sie den Menschen auf jeden Fall voraus - sie gackern nur und erst, wenn das Ei gelegt ist. Aus diesem Grund will ich auch nicht über kommende Neuererscheinungen reden. Nur soviel: Es ist immer etwas „in der Pipeline“ - und von den bisher erschienenen Werken haben nicht alle alle. Studiert nochmal den Heinevetter-Katalog gründlich, besucht die Webseite des Verlags ([www.heinevetter-verlag.de](http://www.heinevetter-verlag.de)) - und bestellt dann alles, was ihr noch nicht habt. Und denkt an meine Worte (hm, hm!): „Lara und ihre Freunde“ ist einsame Spitze!!!

Wünsche sprechen wir Menschen bei verschiedenen Gelegenheiten aus, zum Geburtstag, zu Neujahr, bei Abschieden usw. Wünschen kann ja nichts schaden und daher kann man gute Wünsche eigentlich immer gebrauchen. So ist es zwar für Neujahrswünsche jetzt schon etwas spät, aber für Wünsche einfach so, ist ja kein Datum zwingend. Also wünsche ich euch zum Abschluss dieses Rundbriefes, der in meiner Zählung die Nr.12 ist, eine gute Gesundheit, viele erfreuliche Überraschungen, liebe Mitmenschen, aufgeschlossene und solidarische KollegInnen, verständige Eltern, pädagogisch-orientierte Schulbehörden, Sonnenschein, Zeit, um das Richtige zu tun und Zuversicht sowie die notwendige Weitsicht, um Probleme zu umschiffen.

Jürgen Reichen

PS: Auch dieses Mal wäre mir wieder eine Hilfe, wenn ihr bei euren KollegInnen die Ferienseminare in Weimar empfehlen könntet. Wie schon in den vergangenen Jahren finden alle im Treff-Hotel statt, das jetzt neuerdings Quality-Hotel heißt. Und um Unklarheiten vorzubeugen: Wenn ich gesund bleibe, werde ich auch anno 2005 nochmals Weimar-Seminare veranstalten, dann aber wird Schluss sein!

\*\*\*\*\*

Brief 13

Jürgen Reichen  
Kernmattstr. 27  
CH-4102 Binningen/Schweiz

Basel/Binningen im März 2006

Liebe Kolleginnen und Kollegen,  
die Adressen für den vorliegenden Rundbrief wurden im Januar 2005 gedruckt. Verschickt wird er erst jetzt. Für diese Zeitdifferenz gibt es natürlich Gründe und ich war bereits „drauf und dran“, diese Gründe rechtfertigend darzulegen, als eine gute Freundin meinte, dass eine Entschuldigung nicht erforderlich sei. Recht hat sie - ich lass also das Entschuldigen und berichte einfach, was sich seit dem letzten Rundbrief für mich Wesentliches ereignete. Dabei knüpfe ich ohne Weiteres an den Schluss des vorherigen Briefes an, in dem ich noch „meine“ Schule in Hamburg erwähnte: „Wir arbeiten an einem großen Projekt, über das ich vielleicht im nächsten Rundbrief berichten kann.“

Ich kann freilich nicht in alle Einzelheiten gehen und fasse daher nur das Wichtigste zusammen: Es war Ende Oktober 2003, als der damalige hamburgische Schulsenater der Presse bekanntgab, dass sich Hamburg am Projekt „Club of Rome“-Schulen beteiligen werde. (vgl. <http://www.clubofrome.de/schulen/>) Unser Kollegium wusste nicht, was „Club of Rome“-Schulen sein sollten, wir kannten aber den „Club of Rome“ und da wir von dieser Organisation eine sehr gute Meinung hatten, waren wir neugierig. Die hamburgische Schulbehörde

organisierte eine Info-Veranstaltung und dort erfuhr man damals wahrhaft Sensationelles. Der „Club of Rome“ wolle herausragende Schulen fördern und ein Netzwerk von „Leuchtturm-Schulen“ knüpfen, die schulische Vorbilder sein könnten. Anders als Projekte ähnlicher Art, wie z.B. der Bertelsmann-Stiftung, wollte der „Club of Rome“ aber nur Schulen in sein Netzwerk aufnehmen, die er (und nicht die Behörden oder die Schulen selbst) aussuchte. Zudem verlangte er, und das war für mich das Sensationelle, dass die Schulen, die sich um den Status von „Club of Rome“-Schulen bewerben, zuvor von den Behörden/Ministerien Autonomie bekommen müssten, damit sie frei sind von behördlichen Vorgaben jeder Art, um tatsächlich Neues entwickeln zu können und zu erproben. Es sollten alle „behördlichen Fesseln“ fallen. Im Gegenzug müssten die Schulen allerdings Rechenschaft ablegen und sich einer intensiven, auch externen Evaluation unterziehen. Uns überzeugte dieses Konzept damals sehr und wir waren ganz heiß darauf, in diesem Projekt mitzuarbeiten - die hamburgische Schulbehörde versprach nämlich, den Projektschulen die vom „Club of Rome“ geforderten Freiheiten tatsächlich zu gewähren.

Warum war die Behörde zu einem solchen Schritt bereit? Nun, Senator und Behörde standen damals (und stehen natürlich auch heute noch) erkennbar vor zwei ganz großen Herausforderungen: Es muss gespart werden und die Qualität der Schularbeit ist zu steigern. Sparen ist dabei der einfachere Teil. Sparen ist möglich, man braucht nur politische Konsequenz und muss es durchziehen. Eine Qualitätsverbesserung zu bewirken ist dagegen viel schwieriger. Sie lässt sich nicht anordnen! Hierzu bräuchte es motivierte und engagierte Menschen - und Kreativität. Was eine gute Schule ausmacht, wissen wir ja nur zum Teil. Vor allem in Lernpsychologie ist unser Erkenntnisstand in Wirklichkeit ziemlich mager. Dazu kommt ein Problem, das die Mehrzahl der Schulen immer stärker belastet und überfordert: die sog. „schwierigen Kinder“. Natürlich weiß die Behörde um dieses Problem. Es auf Behördenebene zu kennen, ist aber etwas gänzlich anderes, als im Klassenzimmer tagtäglich konkret damit konfrontiert zu sein. Persönlich bin ich davon überzeugt, dass die Behörden das ganze Ausmaß dieses Problems bisher nicht wirklich erfasst haben. Hier tickt eine Zeitbombe und die „amtlichen“ Versuche, diese zu entschärfen, sind nicht überzeugend. Denn auch wenn das Integrieren „schwieriger“ Schüler gelingt, hat das einen Preis: ein reduziertes Leistungsniveau. Wenn in einer Vielzahl von Klassen die Lehrpersonen den Großteil ihrer Arbeitskraft für sozialpädagogische Maßnahmen verbrauchen (müssen), geht das zu Lasten der Leistungsförderung. Daher fragt sich: Wie ließe sich Leistung steigern, trotz „schwieriger“ Kinder?

Das Projekt „Club of Rome“-Schulen war mir ein Hinweis, dass in der hamburgischen Schulbehörde anscheinend eine Ahnung zu keimen begann, wonach das bisherige Bildungsmanagement nach dem Prinzip „top down“ an seine Grenzen gestoßen ist. Das Verfahren, wonach sich kluge Köpfe in den Behörden ausdenken, wie Schule zu organisieren und curricular umzusetzen ist und ihre Überlegungen dann in Bildungsplänen usw. festlegen, damit die Schulen entsprechend handeln, ist offenkundig gescheitert.

Eine schulische Weiterentwicklung, ja gar Erneuerung ist nur mit Hilfe von „bottom up“ Impulsen möglich (soviel dümmere als Ministeriale sind die LehrerInnen vor Ort nämlich nicht). Es ist daher nur zu begrüßen, wenn nun Behörden anfangen, Impulse aus der Praxis zu berücksichtigen. Versuchsschulen können vielleicht Auswege aus vielen Problemlagen eröffnen, wenn man ihnen tatsächlich Spielraum lässt. Behörden schauen, wie Versuchsschulen ihre Freiräume gestalten - und wenn da gute Modelle entstehen, werden diese den übrigen Schulen anempfohlen. Dass dieser Weg in Hamburg eingeschlagen werden sollte - egal, ob aus besserer Einsicht oder aus verzweifelter Ratlosigkeit - freute mich ungemein. Unsere Schule, die Schule Rellinger Str. - von uns liebevoll „Relli“ genannt - war jedenfalls am Projekt „Club of Rome“-Schulen und den Freiheiten, die das Projekt versprach, sehr interessiert.

Wir waren nicht die einzigen, über 80 Schulen aller Stufen zeigten sich zunächst interessiert. Für die Behörde war dies überraschend, denn sie wollte lediglich 14 Schulen berücksichtigen und bekam nun ein Auswahlproblem. Zudem hatte sie noch ein juristisches Problem zu lösen. Eine Schule kann nicht plötzlich autonom sein. Da gibt es schließlich Gesetze, Erlasse, Verordnungen usw., die alle Geltung beanspruchen. Es musste der verlangte Freiraum zuerst in einem juristisch wohldefinierten Rahmen gewährleistet werden, weshalb Hamburg einen Schulversuch „Selbstverantwortete Schulen in Hamburg“ lancierte und allen Schulen die Möglichkeit eröffnete, sich an diesem Schulversuch zu beteiligen. Das Prinzip war ganz einfach: Freiheit gegen Selbstverantwortung. Die Schulen sollten in finanzieller, personeller, organisatorischer und curricularer Hinsicht freie Hand erhalten, mussten sich aber im Gegenzug verpflichten, sich regelmäßig zu evaluieren und sich einer externen Kontrolle zu unterwerfen. Schulen, die mitmachen wollten, mussten sich bewerben und begründen, wozu sie die zugestandenen Freiheiten nutzen wollten, d.h. was sie an Neuerungen anstreben möchten. Das war mit sehr viel Arbeit verbunden, aber unser Kollegium erbrachte sie gerne.

Ich wiederhole: Ich fand das Projekt sensationell - wir sollten fortan selbst bestimmen können, wären von Lehrplänen freigestellt, könnten das Personal selber aussuchen usw usw. wir sollten das machen dürfen, was uns richtig schien - nur das Grundgesetz mussten wir einhalten - aber das Grundgesetz zu verletzen, hatten wir ohnehin nicht vor.

Die Konkurrenz unter den Schulen war groß. Die Behörde wollte ja nur 14 Schulen in den Versuch aufnehmen, mit dem Schwergewicht auf Gymnasien und Gesamtschulen (wie es den Vorgaben des „Club of Rome“ entsprach). Es bewarben sich jedoch weit mehr als 14 Schulen, so dass wir sehr glücklich waren, als im Mai 2004 die Mitteilung kam: Die „Relli“ ist dabei. 18 Schulen wurden aufgenommen, davon vier Grundschulen - und wir waren eine davon! Es war Freitag, ich war nicht in der Schule, sondern hatte einen Zahnarzttermin. Gerade war ich im Begriff, das Haus zu verlassen, als das Fax mit der Bestätigung kam. Es war dies einer der schönsten Momente meines Berufslebens, mir liefen doch tatsächlich Tränen des Glücks über die Wangen und meine Frau freute sich mit. Endlich, so dachte ich damals, hätte ich die Möglichkeit, Schule so zu gestalten, wie sie für Kinder - alle Kinder - wirklich bildend und erziehend wäre, bestünde endlich die Chance, ohne beeinträchtigende Kompromisse eingehen zu müssen, zu dokumentieren, was in meinem Konzept wirklich drin liegt. Allen im Kollegium ging es ähnlich und so beendeten wir mit entsprechendem Elan das Schuljahr und freuten uns auf die „selbstverantwortende“ Zukunft.

\*\*\*\*\*

Nun es kam natürlich - wie stets im Leben - anders. In Hamburg, und ich vermute auch anderswo, ist für Schulen der Umgang mit der Behörde - gelinde gesagt - nicht immer ganz einfach. Behördliches Verwaltungshandeln ist häufig nicht einheitlich, d.h. die rechte Hand weiß nicht, was die linke tut.

Warum halte ich hier fest, was eh schon alle wissen? Vielleicht, um verstehbar zu machen, was ablief. Nach den Sommerferien beschloss die Behörde nämlich, die Schule Rellinger Str. - „meine“ Schule, wird geschlossen - sie ist zu klein. Und damit, liebe Kolleginnen und Kollegen wurde ein anderes Stück auf den Spielplan gesetzt. Von der Relli als möglicher „Club of Rome“-Schule konnte keine Rede mehr sein.

Der „Club of Rome“ übrigens hatte von Anfang an klar gemacht, dass er bundesweit nur 20 Schulen in sein Projekt aufnehmen kann und da war ja zum Voraus klar, dass er nicht allein aus Hamburg 18 Schulen nimmt. Ja und es war auch einleuchtend, dass er unter diesen Bedingungen keine Schule nimmt, die von der Behörde geschlossen werden soll.

„Club of Rome“-Schule zu werden, dieser Traum war ausgeträumt, wobei sich bei uns die Enttäuschung allerdings in Grenzen hielt, denn wir hatten nun einfach keine Zeit mehr, unsere Enttäuschung zu pflegen. Wir mussten gegen die Schließung kämpfen; es stand, wie schon gesagt, ein neues Stück auf dem Spielplan.

Die Relli war nicht die einzige Schule, die dicht gemacht werden sollte. Auch in Hamburg sind, vor allem in innerstädtischen Bezirken, Kinderzahlen rückläufig und es ist viel Schulraum überflüssig. Dass Schulen zu schließen sind, war unbestritten. Die Frage war nur: Welche? Und vor dieser Frage kam es uns wie Hohn vor: Vor den Sommerferien wurden wir als eine von vier Grundschulen in den Schulversuch aufgenommen, nachdem wir darlegen konnten, dass wir Potenzial für Neuentwicklungen haben, dass wir engagiert sind und Kompetenz besitzen - und nach den Sommerferien sollten wir geschlossen werden.

Keine Schule möchte gerne geschlossen werden und so regte sich überall in Hamburg Protest. Ich kann leider, wie schon bemerkt, keine Einzelheiten ausführen. Nur soviel - wir durften zu unserer großen Überraschung in dieser „Notlage“ auf einmal eine unglaubliche, einzigartige Unterstützung durch die Elternschaft erfahren. Das war vor allem deshalb umwerfend, weil wir vor dem Herbst 2004 allgemein kaum das Gefühl hatten, die Elternschaft würde unsere Arbeit für ihre Kinder besonders bemerken oder anerkennen. Es gab zwar keine größeren Konflikte usw., aber dass da ein Verhältnis besonderer Wertschätzung bestünde, kam uns nicht in den Sinn. Der Elternrat hatte zwar (wie es im Bewerbungsverfahren verlangt wurde) unsere Bewerbung für den Schulversuch unterstützt und war interessiert, doch in welchem Ausmaß blieb uns eher verborgen. Das änderte sich nun. Im Spätherbst 2004 erfuhren wir durch die Elternschaft eine Unterstützung, mithin eine Anerkennung und Wertschätzung, die wir niemals für möglich gehalten hätten. Die Eltern setzten sich in einem geradezu beeindruckenden Effort für unsere Schule ein: Sie veranstalteten Unterschriftenaktionen, Protestversammlungen, einen Lampionumzug durch den Stadtteil, ließen Luftballons mit angehängten Informationszetteln über den Stadtteil fliegen usw. usw. Das Schulgebäude - und das hat mich persönlich am stärksten beeindruckt - wurde von den Eltern zum Kunstwerk umgestaltet. In den Räumen und Fluren, die zur Straße hin lagen, wurden Lampen und Leuchtröhren mit buntem Papier überzogen und dann ließ man überall bis 22 h die Lichter brennen. Dabei war ein eigener Farbrhythmus gestaltet worden, so dass die Schule von der Straße her geradezu poetisch leuchtete - es war richtig schön.

Wer Ähnliches schon mitmachte, weiß, das war für alle Beteiligten eine unglaublich intensive Zeit, die sich in unserem Fall zuletzt sogar lohnte: Die Schule wurde schließlich doch nicht geschlossen. Sie bekam allerdings auch keine unverbrüchliche Bestandsgarantie. Sie kann so lange geführt werden, als sie genügend Kinder für einen mindestens zweizügigen Betrieb aufweist. Daher müssen wir seither im Konkurrenzkampf mit den Nachbarschulen um Kinder werben, womit erneut der Spielplan geändert wurde.

Dieses Werben um Kinder ist nicht einfach. Die eine Konkurrenzschule ist eine Ganztageschule, während uns der Ganztagsbetrieb verboten wurde, obwohl wir die nötige Infrastruktur bereits hatten und als Schule, die ja nachwievor am Schulversuch beteiligt war, eigentlich „Autonomie“ haben sollten. Die andere Konkurrenzschule ist eine „normale“ Schule, während wir in jahrgangsgemischten Lerngruppen mit Vorschule, Klasse 1 und Klasse 2 in offenen Unterrichtsformen arbeiten - ein Konzept, das zumal in einfacheren Bevölkerungskreisen, wie sie in unserem Stadtteil vorherrschen, immer noch beargwöhnt wird.

Dass die Schule bleibt, wurde im November 2004 bekannt. Wir waren erleichtert - und erschöpft. Und nun stand unsere Adventsfeier an. Diese Adventsfeier mit Bazar, Aufführungen und Kaffe-Kuchen-Betrieb in der Cafeteria war bei uns jeweils der gesellschaftliche Höhepunkt im Jahr - und stets mit Mehrarbeit verbunden. Im November 2004 lag Mehrarbeit nun

aber einfach nicht mehr drin. Das Kollegium war definitiv an seinen Grenzen angelangt und es war ganz klar, dass es diesmal keine Adventsfeier geben würde.

Ich bedauerte das sehr, sah aber ein, dass dem Kollegium nichts Zusätzliches mehr zuzumuten war. Und in dieser Situation geschah dann etwas, worauf ich bis heute besonders stolz bin. Ich sprach mit Niklas und Lara (ja ja, d i e Lara), damals in Klasse 4 und die Vorsitzenden unseres Schülerrates. Ich erläuterte die Situation, erinnerte an den Kampf um den Erhalt der Schule, über den die Kinder ja Bescheid wussten, hatten sie doch auf ihre Weise mitgekämpft und teilte mit, dass die LehrerInnen „nicht mehr können. Es gibt daher dieses Jahr keine Adventsfeier - es sei denn, die Kinder organisieren sie und führen sie durch. Ich traue euch zu, dass ihr das schafft, aber entscheiden müsst ihr selbstverständlich selber.“

Lara und Niklas hatten Verständnis für das Kollegium. Sie beriefen den Schülerrat ein, erörterten die Angelegenheit mit ihren KameradInnen und beschlossen dann: Wir machen es. Und so geschah es.

Zwar schafften es die Kinder nicht ganz allein, es gab Mütter und Väter, die ihnen halfen, aber die Lehrerschaft hatte nichts mehr mit der Sache zu tun. Die Kinder stellten ein Programm zusammen (mit Teilen, wie sie Erwachsene für eine Adventsfeier eher nicht vorsehen wie z.B. Akrobatik in der Turnhalle) und zogen es durch. Der Erfolg war einmalig und - was soll ich anderes sagen - es war die beste Adventsfeier, die wir bis anhin hatten. Lediglich ein paar Gäste, die die Schule noch nicht kannten, sondern an diesem Anlass kennenlernen wollten, waren leicht irritiert, irritiert, weil in dieser Schule die Schulleitung keine Begrüßungsansprache hielt und auch sonst nicht in Erscheinung trat. Den Gästen musste gesagt werden, die Schulleiterin hat hier nicht in Erscheinung zu treten, das Fest ist ein Fest der Kinder.

\*\*\*\*\*

So endete an der Relli das Jahr 2004 - und gleichzeitig meine Zugehörigkeit. Im Januar 2005 war ich nur noch kurz in der Schule, packte meine Sachen, denn ich musste zum 31. Januar in den „Ruhestand“ treten. Im Februar brachen wir in Bad Oldesloe unsere Zelte ab und seit dem 1. März 2005 leben wir wieder in meiner Heimatstadt Basel (bzw. in Binningen, 50 Meter von der Stadtgrenze Basels entfernt).

Ich denke, man kann sich vorstellen, dass das Jahr 2004 für mich ein intensives Jahr war. Im Rückblick kann ich ohnehin feststellen, dass in meinem Leben die 10 Jahre in Hamburg bisher meine besten waren. Davon waren die letzten fünf, in denen ich besonders intensiv in „meiner“ Schule mitarbeitete nochmals die bessere Hälfte und in diesem Jahrfünft war dann das allerletzte Jahr das Beste überhaupt. Ich darf ein Fazit ziehen, wie es nicht allen vergönnt ist: Das letzte Berufsjahr das beste, spannendste und interessanteste. Entsprechend schwer fiel mir daraufhin auch der Abschied, jedenfalls der Abschied von der Schule. Was meinen Abschied vom „Institut für Lehrerfortbildung“ bzw. „Landesinstitut“, wie es zum Schluss hieß, betrifft, wo ich ja eigentlich angestellt war, ist die Bilanz weniger eindeutig. Ob und inwieweit es mir in diesen 10 Jahren gelungen ist, als Fortbildner nachhaltige Impulse zu setzen, müssen natürlich andere beurteilen. Hinter meinen eigenen Plänen blieb ich jedenfalls weit, weit zurück und manchmal hatte ich sogar den Eindruck, ich sei als Fortbildner gescheitert. „Erfolg“ hatte ich in der „Relli“. Da ich zusammen mit einer Kollegin jeweils eine Klasse führen durfte, konnte ich offene, individualisierende Unterrichtsformen praktisch vorleben, was nicht ohne Einfluss auf das Kollegium blieb: Zu den heutigen Verhältnissen der Relli habe ich somit einen Beitrag geleistet.

Ich wollte eigentlich in Norddeutschland bleiben, aber meine Frau wollte in die Schweiz zurück zu unseren Kindern und unserem Enkel. Ich war eher traurig, wäre ich doch gerne an der weiteren Entwicklung der Relli beteiligt gewesen und hätte nicht der Umzug und alles was mit so einer Haushaltsauflösung zusammenhängt ein tieferes Hintersinnen verhindert, wäre ich wohl depressiv geworden.

Wir haben am Stadtrand von Basel ein über 100jähriges, kleines, nahezu baufälliges Haus von meinem Großvater geerbt. In dieses Haus wollten wir einziehen, denn es ist für uns ideal gelegen: in 15 Minuten sind wir am Bahnhof, im Stadtzentrum, im Wald, bei der Tochter - wo auch immer. Allerdings musste das Haus renoviert werden. Zum 1. März sollte die Renovation beendet sein, doch die Handwerker konnten den Termin nicht halten, so dass wir unser Haus erst Ende Mai beziehen konnten. Die Zeit dazwischen lebten wir "aus dem Koffer" bei unserer Tochter.

Ich war beschäftigt und hatte keine Zeit, melancholisch „meiner“ Schule nachzutruern. Ich war noch zu einigen Tagesseminaren eingeladen und dann moderierte ich im Sommer noch drei Wochenseminare in Weimar. Danach aber fand ich mich unversehens vor einer großen Leere und im Unterschied zu meiner Frau, die als Gouvernante unseres Enkels vollauf beschäftigt war (und ist) verlor ich meine Orientierung.

Persönlich fühlte ich mich zwar okay, doch irgendwie verfiel ich in eine veritable Pensionierungskrise und begann zu vergammeln. Wochenlang arbeitete ich absolut nichts, hing bloß rum, resigniert gegenüber den Entwicklungen in der Schule, nicht mehr interessiert oder gar motiviert. Außer essen, schlafen, fernsehen (eine Zeitlang geradezu exzessiv, indem ich mir täglich 10 Stunden ab DVD sämtliche Episoden von „Babylon 5“ reinzog) und lesen (neben ein paar guten Büchern, für die man sich nicht zu schämen braucht, allerdings auch jede Menge Krimis) tat ich grad gar nichts - buchstäblich gar nichts!

Irgendwie fühlte ich mich - und fühle mich noch immer - außerhalb der sonst üblichen Ordnungen. Mein Leben drehte - und dreht sich nachwievor - im Kreis. An sich ist das noch kein Unglück, solange es sich nicht um Leerlauf handelt. Auch die Erde dreht sich im Kreis, und in ihrem Drehen bringt sie schließlich stets von neuem Tag und Nacht hervor und den Jahreskreis der Natur: Frühling, Sommer, Herbst, Winter ... Im Drehen habe ich das Gefühl des Stillstands und gleichzeitig einer verrinnenden Zeit, die nichts zurücklässt. Ich fühle ich mich immer wieder orientierungslos und leide an inneren Widersprüchen, will zu viel und zu viel Unvereinbares. Ja, und dann ist da auch noch die Sache mit dem Kamuffel, die mich bedrückt. Seit es mir die Geschichte der Patabenas erzählte und mitten im Erzählen plötzlich verschwand, ist es nicht mehr aufgetaucht. Ich vermisse es.

\*\*\*\*\*

Mit allem Hin und Her, Auf und Ab ging das Leben weiter. Im November 2005 hat unsere Tochter Katja eine kleine Ida geboren, ein "süßes" Baby, in das wir alle geradezu „vernarrt“ sind. Sogar Juli zeigt eine Art Stolz und ist nicht (oder noch nicht) eifersüchtig. Mit Schulkindern habe ich ja inzwischen nichts mehr zu tun, mein Kinderkontakt beschränkt sich nun auf Juli und seine Freunde.

Dies ist jedoch auf eine eigene Art und Weise spannend. Eine Entwicklung zu begleiten, das Erwachen von Bewusstsein, die Herausbildung einer selbstbewussten Persönlichkeit zu erleben, die Intensität von Julis Welteroberung zu beobachten, verändert nochmals meinen Blick auf Kinder. Dabei erweisen sich Juli und seine Freunde als exemplarische Beispiele für implizites bzw. incidentelles Lernen - und dessen unglaublicher Wirksamkeit!

Im Januar verstarb meine Mutter, 93½-jährig. Soweit man von außen so etwas überhaupt feststellen kann, hatte sie einen leichten Tod - sie war nicht krank, lediglich alt und schwach, sie litt keine Schmerzen, sie fürchtete sich nicht vor dem Tod, nein, sie wünschte ihn herbei. Seit sie nicht mehr ohne Gehhilfe sein konnte und keine Ausflüge in die Stadt mehr möglich waren, verlor sie ihr Interesse an der Welt. Alle Menschen, mit denen sie ihr Leben lebte, ihre Verwandten, Freunde und Bekannten waren verstorben, sie war praktisch die letzte ihrer Generation und fand es an der Zeit, auch zu sterben. Wir konnten nur bedingt mit dieser Situation umgehen, wir hätten sie noch gerne um uns herum gehabt, mit ihr Fondue genossen, was ihr sehr behagte, zumal im Seniorenheim Fondue nicht angeboten wurde, aber sie wollte nicht mehr.

Im Februar überwand ich meine Pensionierungskrise - und seither sitze ich nun an einer Überarbeitung des Lehrgangskommentars zu Lesen durch Schreiben. Das Konzept findet ja immer mehr Anerkennung und erhält inzwischen durch die moderne Hirnforschung eine ganz starke Bestätigung. Nur ist es leider nach wie vor so, dass der Verlag Heinevetter und ich wenig davon haben. Alle Großverlage bieten inzwischen ihre eigenen LdS-Abkömmlinge an und der Großteil der Lehrerschaft scheint sich dort zu bedienen. „Konfetti“, „Tinto“, „Löwenzahn und Pustebume“ und andere boomen, während z.B. nach einem Bericht im Berliner Tagesspiegel vom 2. Februar Frau Prof. Renate Valtin, Leiterin der Abteilung Grundschulpädagogik an der Humboldt-Universität und derzeit Präsidentin der DGLS dem berlinischen Bildungssenator nahe legt, Lesen durch Schreiben zu verbieten. Anlass waren Diskussionen rund um das kürzlich erschienene „Lehrerhasserbuch“, in dem die Autorin Gerlinde Unverzagt u.a. beklagt, dass ihre Kinder in der Grundschule „freies Schreiben“ lernten und dadurch keine Rechtschreibung können.

Prof. Valtin stimmt im Zeitungsartikel dieser Behauptung zu. „Unverzagts Sohn sei offensichtlich Opfer des besonders in Berlin verbreiteten Programms Lesen durch Schreiben geworden, das der Schweizer Pädagoge Jürgen Reichen seit Jahren erfolgreich propagiere.“ Valtin hält diese Methode für schädlich. Besser sei es für die Kinder, mit Schlüsselwörtern Lesen zu lernen.

Ich möchte mich nicht weiter zu der Sache äußern, erwähne nur, dass Lesen durch Schreiben in Berlin kaum verbreitet ist. Nach der amtlichen Schulstatistik hat Berlin rund 35000 Erstklässler. Der Verlag Heinevetter hat letztes Jahr 312 Expl. „Lara“ nach Berlin verkauft. Mit anderen Worten: In Berlin werden weniger als 1% der Kinder nach Reichen unterrichtet.

Was mich natürlich enttäuscht, ist das Verhalten von Frau Valtin. Ich kenne sie nicht persönlich, schätze sie aber als Forscherin, die sich vorallem im Gebiet Legasthenie Verdienste erworben hat und eine der wenigen ProfessorInnen aus unserem Fachgebiet ist, die international über Renommée verfügt. Wenn zutrifft, was in der Zeitung steht - was nach meinen eigenen Erfahrungen mit der Presse nicht immer der Fall ist - sind jedoch nur zwei Schlüsse möglich: Entweder ist sie nicht informiert oder sie ist nicht redlich. Beides ist in meinen Augen peinlich. So verschweigt Valtin in ihrem Eintreten für das „Schlüsselwortverfahren“ z.B., dass es sich dabei um das Verfahren von „Fu und Fara“ bzw. „Löwenzahn und Pustebume“ handelt, zwei Schroedel-Fibeln zu deren Autoren Valtin gehört und an denen sie kommerziell beteiligt ist.

Ihr könnt die Artikel im Internet selber nachlesen (<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/02.02.2006/>) und werdet dann feststellen, dass das, was da über Lesen durch Schreiben behauptet wird, so nicht stimmt. Ich kenne die Lehrerin nicht, um die es geht, bin mir aber ganz sicher, dass sie n i c h t mit meinen Materialien gearbeitet hat, weder mit den alten noch mit den neuen. Es liegt „Mixing“ vor und ein irriges Verständnis von Lesen durch Schreiben.

Insofern ist natürlich die Notwendigkeit, den Lehrgangskommentar zu überarbeiten, dringend gegeben.

\*\*\*\*\*

Ich will diesen Brief nicht verärgert beenden und vom Thema Schule/Unterricht/Schriftspracherwerb will ich auch noch nicht ganz lassen. Ich möchte noch ein paar pädagogische, didaktische Dinge in Angriff nehmen. Pläne habe ich mehr als genug. Und ein paar Fragen gibt es auch noch, die mich umtreiben. Dabei weiß ich, dass es absolut keinen Unterschied macht, ob man sich dem Kosmos der Erkenntnis von einem ursprünglich falschen oder richtigen Standpunkt aus nähert. Wenn man weit genug vordringt, lernt man rasch, Wahrheit von Schein zu unterscheiden. Und die Antwort ist in jedem Fall erstaunlich.

\*\*\*\*\*

Den Monat März assoziiert man gemeinhin mit Frühling, mit Frühling ist diesjahr aber noch nichts. Winter ist - Winter, von dem wir mehr als nur genug hatten. Nach über 7 Wochen Dauerfrost mit Temperaturen unter Null Grad warten hier alle auf wärmere Tage. Die Kälte ist zwar schön, besonders in den Stunden der Dämmerung oder in den eisigen Sternennächten, da eine Pracht glitzert, die uns von Sternenbahnen träumen lässt. Tags ist es meist sonnig, und wäre da nicht ein schneidender Wind, man hätte Lust zu spazieren. Nicht nur die Teiche, sogar Fließgewässer sind zugefroren, und das starre Band des Dorenbachs wirkt, als sei die Zeit stehen geblieben. Auf dem Allschwiler-Weiher ist ein einziges, offenes Wasserloch noch da, und drum herum etwa hundert Wildenten, die Vereisung wegrudernd. In den zugeschneiten Gärten ein Vogelspektakel, eine Nachbarin hat Meisenringe aufgehängt. Dieser späte Winter - zu einem Zeitpunkt, da in Basel sonst längst der Frühling eingezogen ist - , hat also durchaus schöne Seiten - dennoch: für mich könnte er nun enden.

Die alten Griechen wussten: Wenn die Götter einen Sterblichen vernichten wollten, dann erfüllten sie ihm alle seine Wünsche. Ich werde mich daher hüten, euch alles Gute und Schöne zu wünschen und beschränke mich auf Wünsche für einen schönen Frühling und erfolgreiches Arbeiten in der Schule.

Herzlichst  
Jürgen Reichen

PS: Nachdem ich im letzten Rundbrief schrieb, 2005 würden die letzten Weimar-Seminare angeboten, wurde ich von vielen Seiten bedrängt, das könne ich nicht machen, das gehe nicht. Eitel, wie ich bin, ließ ich mich daraufhin bewegen, das Hotel nochmals zu buchen. Wenn ihr bei euren KollegInnen diese Info verbreiten könntet, wäre ich froh (zumal sich dieses Jahr - ganz anders als die Jahre davor - bis jetzt noch kaum jemand angemeldet hat).

Näheres auf der Website des Verlags Heinevetter  
[www.heinevetter-verlag.de](http://www.heinevetter-verlag.de)

## Brief 14

Jürgen Reichen  
 Kernmattstr. 27  
 CH-4102 Binningen/Schweiz  
 FON 00 41 61 422 04 37 / FAX 00 41 61 422 04 38 / Mail: j.reichen@t-online.de

Basel/Binningen im März 2007

Manchmal zahlt man den höchsten Preis für Dinge, die man umsonst erhält. (Albert Einstein)

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

Mit dem Schreiben eines Rundbriefs quäle ich mich jedes Mal. Stets bekunde ich die größte Mühe, zu entscheiden, was ich schreiben soll, bzw. frage mich, was euch interessieren könnte und „stresse“ mich mit überhöhten Anforderungen an den Text. Da er weitgestreut verschickt wird, möchte ich keinen „Laber-Quatsch“ verfassen. Andererseits habe ich keine Ahnung, ob diesen Brief überhaupt jemand liest. Er ist ja bereits auf dem Umschlag als Reichenbrief erkennbar und alle wissen sofort, worum es sich handelt – um Reklame und Klagelieder. Denn eigentlich schreibe ich ja stets Ähnliches: Dass es mir persönlich gut geht und dass „Lesen durch Schreiben“ nicht vom Fleck kommt, sondern von der Konkurrenz plattgewalzt, ja sogar verleumdet wird. So sind die Umsätze für „Lara und ihre Freunde“ beim Verlag wieder eingebrochen. Nachdem wir im Jahr 2005 zum ersten und bislang einzigen Mal einen Marktanteil über 1% hatten, sind wir jetzt wieder auf unter 1% zurück gefallen. Betrübt muss ich feststellen: Es gibt zu LdS in der Lehrerschaft nicht nur einiges an Wissen, sondern noch viel mehr an Nicht-Wissen, Halb-Wissen, Missverständnissen, Vorurteilen und sogar Verleumdungen. Daher möchte ich wenigstens hier einiges klären.

Nach den Artikeln über „LdS/freies Schreiben“ im Berliner „Tagesspiegel“ und bundesweit im „Spiegel“, über die ich bereits letztes Jahr berichtete, ist das Thema in den überregionalen Medien natürlich wieder verschwunden. Hinter den Kulissen ging die Auseinandersetzung aber weiter und es scheint, als ob es im „Wurstkessel“ (wie wir das in der Schweiz nennen) mächtig brodelt. Bezieht man sich auf allgemein Zugängliches, dann sind dies Veröffentlichungen im Internet und vorallem Publikationen des Grundschulverbands. Dort wurde die Diskussion weitergeführt – auf eine, wie ich finde, eher eigentümliche Art und Weise. Obwohl es in den Diskussionen stets um „LdS/freies Schreiben“ geht, man also auch über mein Konzept diskutiert, hat mich niemand gefragt, was eigentlich *ich* zur Sache zu sagen hätte. Es äußern sich praktisch nur Leute über LdS bzw. freies Schreiben im Anfangsunterricht, die mein Konzept offenbar nur vom „Hörensagen“, aber nicht wirklich kennen. Zwar geriet der Text „Lesen durch Schreiben“, Sabe Verlag, Zürich 1982, vor Jahren auf die Literaturliste der Sprachdidaktiker usw. und wird seither in den Literaturverzeichnissen stets aufgeführt, doch alles, was danach erschien, „Sachunterricht und Sachbegegnung“, „Hannah hat Kino im Kopf“ oder „Lara und ihre Freunde“ wurde nicht mehr zur Kenntnis genommen. Das gilt sogar für die Prof. Brügemann/Brinkmann, wenn sie im Magazin des Grundschulverbands schreiben „Reichen muss man anreichern“. Das ist zwar ein nettes Wortspiel, darüber freuen kann ich mich aber nicht, denn genau die empfohlenen Anreicherungen sind es ja, die mein Konzept von LdS ruinieren.

Zu einem „Wortführer“ der Fibelfraktion machte sich Wilfried Metze, der beim größten deutschen Lehrmittelkonzern, der Cornelsen Gruppe, drei Fibeln am Markt hat, die Jo-Jo-Fibel, die Lollipop-Fibel und die Tobi-Fibel mitsamt Ergänzungsmaterial, womit er einer der erfolgreichsten, wenn nicht der erfolgreichste deutsche Lehrmittel-Autor ist. Er kann zudem auf

„Untersuchungen“ verweisen, die seiner lesedidaktischen Konzeption ein „Gütesiegel“ verleihen – doch er fühlt sich ungerecht behandelt, greift Prof. Brügelmann scharf an und ist sogar aus dem Grundschulverband ausgetreten. (Infos dazu im Magazin und auf der Webseite des Grundschulverbands, sowie der Homepage von Metze selber).

Da frage ich natürlich, was soll eigentlich *ich* sagen, wenn schon Wilfried Metze sich ungerecht behandelt fühlt?

(1) Leidet er am „Andrew-Lloyd-Webber-Syndrom“? Webber hat mit seinen Musicals Millionen verdient, er erhielt unzählige Ehrungen bis zum Oscar, die englische Königin erhob ihn in den Adelsstand, doch all das stellt ihn nicht zufrieden – ihn wurmt, dass die musikalische Fachwelt ihm den Rang eines großen Komponisten nicht zugesteht. Erst wenn alle bedeutenden Musiker weltweit ihn zum modernen „Mozart“ ausrufen würden, erst dann wäre er evtl. zufrieden. Vielleicht leidet Metze ähnlich? Offenbar genügt ihm sein kommerzieller Erfolg nicht. Er möchte auch noch als innovativer, wissenschaftlicher Schriftsprachdidaktiker gelten.

(2) Es könnte allerdings auch sein, dass seine Umsätze rückläufig sind, weil inzwischen alle Welt angeblich LdS macht, wobei das jedoch mit meinem LdS gar nichts zu tun hat! Der Schulbuchmarkt ist härter geworden: Kinderzahlen sind rückläufig, für Schulbücher steht weniger Geld zur Verfügung, die Konkurrenz ist riesig und wächst täglich – und irgendwann gibt es eine Sättigungsgrenze: Wer schon dreimal mit der Tobi-Fibel arbeitete, will das nicht mehr ein viertes Mal tun. (3) Schließlich könnte es aber auch sein, dass ihm dämmert, dass das Fibelkonzept bald nicht mehr legitimierbar ist. Die „wissenschaftlichen“ Annahmen, auf denen es beruht, sind derzeit am Zusammenbrechen. Es tut sich nämlich einiges in der Forschung – nicht bei den sog. Schriftsprach“experten“, aber bei Hirnforschern, Lernpsychologen und Genetikern. In so einer Situation wird man natürlich leicht zu einem Palmström, von dem Ch. Morgenstern bekanntlich schrieb, er schließe „messerscharf, dass nicht sein kann, was nicht sein darf.“

Zwar verweist Metze auf seiner Homepage ausführlich auf „Studien“, die sein Konzept bestätigen, doch diese „Studien“ werden die Fibel nicht retten. Insbesondere beruft er sich auf die hessische Studie „Modell Schriftsprachmoderatoren“ (vgl. <http://schulamt-schwalm.bildung.hessen.de/projekte/MSM/downloads/>), die angeblich eine große Überlegenheit seiner Lollipop-Fibel gegenüber LdS nachgewiesen habe. Geht man auf die Studie ein, zeigt sich allerdings, dass es hier *nicht* um LdS von Reichen geht. Die Studie geht mich gar nichts an. Es wird da die Rechtschreibwerkstatt von Sommer-Stumpenhorst verglichen mit der Lollipop-Fibel. Dabei ist Sommer-Stumpenhorst einer jener Nachahmer, die ihr Produkt als LdS ausgeben, jedoch ein falschverstandenes Mixing anbieten. Ich kann hier freilich keine Details ausführen. Wer sich kundig machen will, kann sowohl über die Rechtschreibwerkstatt wie auch über Lollipop im Internet (fast) alles finden.

Typisch ist, dass es in dieser „Studie“ wieder mal um Rechtschreibung ging, nicht um lesen, und dass man etwas feststellte, was eigentlich ein „alter Hut“ ist: Am Ende von Klasse 2 waren die Lollipop-Kinder in der Rechtschreibung besser als die Kinder der Rechtschreibwerkstatt, ein Ergebnis, das anschließend medienwirksam massiv aufgepuscht wurde.

Warum „alter Hut“? Wir wissen, dass Kinder, die mit LdS und „freiem Schreiben“ unterrichtet werden, eine andere Lernentwicklung aufweisen, als Fibel- und Sprachbuchkinder. Vergleicht man Rechtschreibleistungen *in freien Texten*, zeigt sich: Ende Klasse 1 sind LdS-Kinder besser, Ende Klasse 2 sind Fibel-Kinder besser, Ende Klasse 3 gleichen sich die Leistungen an, Ende Klasse 4 sind LdS-Kinder besser. Wer „beweisen“ will, dass LdS schlechte Rechtschreibleistungen erbringt, muss Ende Klasse 2 testen, was natürlich bei den „Studien“, die Metze anführt, so war.

Für mich ist diese „Marburger-Studie“ aber auch noch aus anderen Gründen fragwürdig und wertlos. Fragwürdig, weil im Leitungsteam der „Studie“ die Schulamtsdirektorin Gisela Dorst mitwirkt – und Frau Dorst gleichzeitig auch Lollipop-Autorin ist, fragwürdig auch, weil der Verlag Cornelsen, der Lollipop verkauft, die „Studie“ mit 18'000 Euro „unterstützte“. Da darf man wohl ein Fragezeichen setzen. Wertlos ist die „Studie“, weil sie – wie eigentlich alle „Studien“ in Deutschland – keine Antwort gibt auf die entscheidende Frage nach der Repräsentativität. Die Berichte warten zwar mit unglaublichen Details auf und erörtern auch ausführlich Nebensächliches, inwiefern die Stichprobe aber repräsentativ ist, erfährt man nicht – kann man nicht, denn die Studie ist natürlich *nicht* repräsentativ (und daher auch nicht aussagekräftig).

Fairerweise sollte man jetzt allerdings einräumen, dass es im Schulbereich auch sonst kaum repräsentative Studien gibt. Zum einen bleibt man immer auf die Mitwirkung Freiwilliger angewiesen, was eine repräsentative Stichprobe verunmöglicht, zum andern sind Erziehungs- und Lernprozesse derart komplex, dass es fast unmöglich ist, die gesuchten Faktoren zu isolieren, und zum dritten ist man auch in der Forschungsanlage stets begrenzt, weil man immer eine Forschungserlaubnis des Ministeriums braucht – und für eine wirklich umfassende Untersuchung würde man sie wahrscheinlich nicht bekommen. Das habe ich dreimal schon erlebt. Ein Basler „Bildungsminister“ – es ist viele, viele Jahre her, war für mich aber eine nachhaltige Erfahrung – hat mir einst, als ich der Behörde meine Überlegungen unterbreitete, ganz schlicht und einfach gesagt: Herr Reichen, so genau wollen wir das gar nicht wissen!

„DIE ZEIT“ beschrieb am 10.03.2005 den Zustand der deutschen Erziehungswissenschaften als „beklagenswert“. Die Erziehungswissenschaft könne nur bedingt als wissenschaftlich gelten, im internationalen Vergleich sei sie „durch und durch provinziell“ und der Disziplin „fehle es an Qualitätsstandards“. Bestätigt wurde dieser desaströse Befund durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG). Sie wollte die Erziehungswissenschaft mit einem Förderprogramm unterstützen und für empirisch arbeitende Forscher DFG-Geld z.V. stellen. Das Interesse war groß – die Qualität der Anträge allerdings nicht. 30 Wissenschaftlergruppen haben sich mit mehr als 200 Einzelprojekten beworben. Doch es konnten nur zwei(!) berücksichtigt werden. Der Rest scheiterte.

Vor diesem Hintergrund wird für mich jetzt auch ein Ergebnis aus der PISA-Studie verstehbar, das öffentlich verschwiegen wurde: Deutsche (Sekundar-)LehrerInnen wissen in ihrer Mehrheit nicht, was guten von schlechtem Unterricht unterscheidet! Ob das in der Grundschule ganz anders ist?

Doch lassen wir das an dieser Stelle. Angesichts einer Situation, in der angeblich ein Großteil der LehrerInnen „LdS“ einsetzt, der Marktanteil von „Lara“ aber weniger als 1% beträgt, muss ich mir erneut und gründlicher überlegen, wie ich mir Gehör verschaffen kann, was für einen Einzelkämpfer, der in einem Mini-Verlag (ohne Geld für Reklame) publiziert, nicht einfach ist. Leider muss ich heute feststellen, dass ich, was die Verbreitung von LdS betrifft, offenbar einen entscheidenden Fehler gemacht habe: Im Bemühen, einfach und leicht verständlich zu schreiben, habe ich ja immer vermieden, „wissenschaftlich“ zu formulieren und verzichtete auf „Fachsprache“. Fachsprachen sind nicht nur differenzierter, häufig sind sie auch Imponiersprachen, mit deren Hilfe eine „Zunft“ (z.B. Juristen, Ärzte) Laien von der Diskussion ausschließt und sich so einen Wettbewerbsvorteil sichert. Zudem werden hinter „Jargon“ sehr oft bloss Banalitäten versteckt oder Nichtwissen kaschiert. Wieso muss man von „Graphem-Phonem-Korrespondenz“ reden? Reicht „Buchstaben-Laut-Zuordnung“ nicht?

Ich finde „Ja“ und habe daher den zentralen Begriff von LdS in Deutsch gewählt. Ich sprach von *selbstgesteuertem* Lernen – mit der Folge vieler Missverständnisse. Nun brauche ich euch ja nicht mehr darzulegen, dass „selbstgesteuert“ nicht „selbständig“ bedeutet – ihr habt ein Seminar bei mir besucht und kennt meine Auffassungen. Hier sei nur – gleichsam „offiziell“ – mitgeteilt, dass ich in Zukunft den Ausdruck „selbstgesteuert“ vermeiden will und stattdessen *genetisch-determiniertes, implizites und incidentelles Lernen* benutze. Und daher wird der neue, bzw. überarbeitete Lehrgangskommentar, an dem ich zur Zeit „sitze“ und der – hoffentlich – noch dieses Jahr fertig gestellt wird, einen modifizierten Titel bekommen: *Lesen durch Schreiben / Theorie und Praxis eines Schriftspracherwerbs auf der Grundlage genetisch-determinierten, impliziten und incidentellen Lernens*.

Seit etwa 3-4 Jahren überlege ich, ob der Schriftspracherwerb vielleicht eine genetische Grundlage hat, d.h. ob es in unserem Erbgut ein „Gen“ gibt, das den Prozess des „Leserwerdens“ steuert – was ineins bedeuten würde, dass es sich beim *Schriftspracherwerb nur eingeschränkt um einen didaktisch zu steuernden Lernprozess handelt*. So befremdlich dieser Gedanke zunächst auch wirkt, mich persönlich berührt er stark, da jetzt, zum Ende meines beruflichen und persönlichen Lebens, Überlegungen aktuell werden, die den Beginn meiner Berufstätigkeit prägten. Als ich nämlich noch in der Ausbildung war, war die ganze Vorschul- und Grundschulpädagogik geprägt durch den Gegensatz „reifen versus lernen“. Zwei – ideologische – Lager befehdeten sich. Die einen betrachteten die kindliche Entwicklung als Lern-Entwicklung, die anderen sprachen von Reifung und wünschten sich die Grundschule „als Schonraum einer ruhig reifenden Kindheit“. Damals setzte sich die Idee der Lern-Entwicklung durch, die auch ich plausibel fand. Inzwischen scheint das Pendel aber wieder umzuschlagen. Zwar redet niemand mehr von „Reifung“ – dieses Konzept war ideologisch zu sehr mit „Gemütsbildung“, „heiliger Welt“ u.ä. verbunden – aber der Anspruch, dass Lernprozesse „machbar“ seien, dass man sie planen und mit „Erfolgsgarantie organisieren“ könne, ist inzwischen stark ins Wanken geraten. Für mich jedenfalls ist die Vermutung einer genetischen Determination des Schriftspracherwerbs plausibel, nicht zuletzt dank Hinweisen aus der neueren Legasthenie-Forschung. Ich gehöre zwar zu denen, die bestreiten, dass Legasthenie im Sinne einer Krankheit überhaupt vorkommt, ich akzeptiere aber, dass es Kinder gibt, die beim Schriftspracherwerb große Probleme haben – und ein redliches Bemühen, zu klären, woher diese Probleme kommen oder wodurch sie verursacht werden, ist selbstverständlich nicht nur legitim sondern auch geboten.

Als Ursachen für Legasthenie wurden bisher Umwelteinflüsse, Defizite in der visuellen und auditiven Informationsverarbeitung sowie – auch früher schon – genetische Faktoren vermutet. Inzwischen wurde aber die Hypothese einer genetischen Determination von Legasthenie immer relevanter, insbesondere seit man mögliche Gene identifizieren konnte. So gelten mittlerweile zwei Gene und sieben weitere Regionen auf den Chromosomen 1, 2, 3, 6, 7, 11, 15 und 18 als gesichert. Häufig wird das Gen DCDC2 auf Chromosom 6 für die Entstehung einer Legasthenie verantwortlich gemacht, aber auch das Gen DYXC1 kommt in Frage. Was hat das didaktisch für Konsequenzen?

Wird akzeptiert, dass zum Verständnis von Prozessen auch Befunde beitragen können, die aus Störungen gewonnen wurden, dann können auch Erkenntnisse der Legasthenieforschung miterklären, wie der Schriftspracherwerb erfolgt. Das aber bedeutet: Wird Legasthenie durch Gendefekte verursacht, gilt ein Umkehrschluss: Der Schriftspracherwerb wird genetisch mitgesteuert. Bestimmte Gene bewirken den Schriftspracherwerb, sind diese Gene beschädigt/verändert/fehlend, dann scheitert er. Diese These ist sicher nicht die ganze Wahrheit. Schwierigkeiten beim Schriftspracherwerb haben mehrere Ursachen, u.a. auch eine, die in der allgemeinen Legasthenie-Diskussion bisher stets ausgeblendet blieb: schlechter Unterricht. Dabei wäre mal zu bedenken, dass die Fehler der „Legastheniker“ ja nicht typisch

sind. Alle Kinder machen zu Beginn des Schriftspracherwerbs diese Fehler, wenn auch in verschieden starkem Ausmaß, so dass sich fragt, warum diese Fehler bei den meisten Kindern rasch verschwinden und nur bei den „Legasthenikern“ zurück bleiben?

Während meiner Zeit als Dozent in der hamburgischen Lehrerfortbildung hatte ich häufig Gelegenheit in verschiedenen Schulen zu hospitieren, oftmals gemeinsam mit einer befreundeten Sprachbetreuerin. Was wir da jeweils antrafen, wurde stets diskret gehandhabt. Nie habe ich öffentlich darüber gesprochen. Beschäftigt hat mich das Erlebte aber sehr wohl und wenn in meinen Äußerungen immer wieder mal durchblitzt, dass ich von der Qualität des vorherrschenden Unterrichts sehr enttäuscht bin, so hängt dies weitgehend mit den Erfahrungen aus diesen Schulbesuchen zusammen, die – das ist noch eigens zu betonen – immer auf freiwilliger Basis und angemeldet erfolgten, was den Schluß gestattet, dass sich die LehrerInnen jeweils besonders um einen „guten“ Unterricht bemühten. Mittlerweile scheint mir, wird es Zeit, mindestens ein typisches Beispiel vorzustellen:

Protokoll der Hospitation X / Schule Y / Lehrerin Z

Klasse 1, 22 Kinder / Zeitpunkt: Mitte Januar

Die Schule hat ein bürgerliches Einzugsgebiet. Sie wurde im Vorjahr durch ein Behördenteam evaluiert und bekam eine gute Beurteilung. Die Lehrerin Z, ca. 50jährig, gilt als erfahrene und kompetente Lehrerin.

Ziel der Stunde gemäß Lehrerin: Einführung und Festigung des „U“ (nach der Methode „Lesen durch Schreiben (Anlauttabelle) kombiniert mit Eigenfibel).

- a) Frau Z begrüßt die Besucher und präsentiert der Klasse dann ein großes Pappstück mit einem aufgemalten „U“. Sie fragt die Kinder: „Wer kennt diesen Buchstaben schon?“, worauf 20 Kinder aufstrecken. „Fein, dieses U werden wir heute lernen.“
- b) Die Wandtafel wird geöffnet und zeigt einen Text, gekonnt illustriert mit vielen Bienchen und Blümchen:
 

Summ, summ, summ, Bienchen summ herum.  
Ei, wir tun dir nichts zu Leide,  
Flieg nur aus in Wald und Heide.  
Summ, summ, summ, Bienchen summ herum.
- c) Die Klasse singt das Lied und anschließend wird der Text noch im Chor gelesen.
- d) Jetzt dürfen einzelne Kinder an die Tafel kommen und „U“ einringeln. Zugleich „lesen“ sie das Wort, dessen „U“ sie einringeln. Jedes Einringeln wird von der Klasse mit Applaus bedacht, wobei am meisten Applaus bekommt, wer ein Wort erwischt, von dem noch nicht alle Buchstaben offiziell bekannt sind.
- e) Die Klasse wird jetzt geteilt. Die eine Hälfte der Kinder wird vor der Wandtafel versammelt. „Ihr seid jetzt die fleißigen Bienchen“. Die andere Hälfte wird zu „Blümchen“ ernannt und bekommt „Blüten“ in Form weißer Notizzettel auf den Kopf gelegt. Die „Blümchen“ dürfen sich fortan nicht mehr bewegen, damit die Notizzettel nicht zu Boden fallen. Auf einigen Zetteln ist ein „u“ geschrieben, das ist der „Blütenstaub“, der von den „Bienchen“ eingesammelt werden soll.

Nun erklärt die Lehrerin das „Spiel“. Sie hat ihr Akkordeon mitgebracht und in der Zeit, da sie fünf Mal das Bienchen-Lied spielen wird, soll der „Blütenstaub“ eingesammelt werden. Da aber leider der „Blütenstaub“ nicht für alle „Bienchen“ reicht, ist der Sammelakt schnell vorbei und die „Bienchen“ irren noch einige Zeit auf der Suche nach kleinen „u“ durch die Klasse, bis die Lehrerin zu Ende gespielt hat.

Jetzt werden die Rollen getauscht: Wer beim ersten Mal „Bienchen“ war, wird nun „Blümchen“ und umgekehrt, worauf das ganze „Spiel“ wiederholt wird.

- f) Zuletzt wird ein Arbeitsblatt ausgeteilt, das die Kinder „lesen“ sollen. Es ist der Wandtafel-Text, doch sind hier alle Buchstaben, die offiziell noch nicht eingeführt sind, durch „Anlaut-Bildchen“ ersetzt, so dass z.B. Bienchen wie folgt „geschrieben“ wurde:



Da die Zeichnungen nicht professionell waren, interpretierten die Kinder das Bildchen, das „Wolken“ darstellen sollte, als „Steinhaufen“. Zudem wurde „G“ durch eine Astgabel repräsentiert.

\*\*\*\*\*

Eine Beurteilung dieser Stunde können alle selber vornehmen. Ich muss bloss ergänzen, dass Frau Z. auch ReferendarInnen ausbildet – und möchte noch einmal betonen, dass die Stunde dem entspricht, was ich meistens vorfand. Daher wäre aus meiner Sicht „Qualitätsverbesserung“ dringend geboten. Leider erinnert das, was die Bildungspolitik hierzu unternimmt, weniger an Kompetenz, sondern eher an Satire.

In der Schweiz ergab kürzlich eine Umfrage unter LehrerInnen, dass ihre Berufszufriedenheit in den letzten Jahren massiv zurückgegangen ist – als Folge der sog. „Qualitätsentwicklung und -sicherung“. Mit Leitbildern, Schulprofilen, Diagnosebögen, Förderplänen, Schülerakten usw. wird da ein betriebswirtschaftliches Vokabular durchgebetet und danach in unzähligen Sitzungen und Konferenzen zerredet – mit der Verpflichtung zur Berichterstattung an Evaluatoren, Moderatoren, Koordinatoren, Qualitätssicherer usw. Diese Maßnahmen verbessern zwar keinen Unterricht, aber sie stehlen den LehrerInnen durch erhöhten bürokratischen Aufwand Zeit für die Kinder.

Meine Tochter und mein Schwiegersohn – beide in der Grundschule unterrichtend – sind zunehmend „abgenervt“. Dabei ist es nicht nur die Übertragung von Management-Konzepten in den Bildungsbereich, die sie frustrieren, mehr noch ist es das politische Schönreden, also die Qualitätsdebatte als Etiketten-schwindel, wo es nur noch um die „Qualität“ des Einsparens geht. Zwar ist es in der Schweiz nicht so, dass weniger Geld für Bildung fließt, nur kommt es nicht dem Unterricht zu Gute, sondern wird zunehmend für den Ausbau einer „Drohnen-Kultur“ verwendet. Eine solche Entwicklung gab es auch in Hamburg. Als ich 1995 im „Institut für Lehrerfortbildung“ angestellt wurde, gab es Dozenten und einen Direktor. Als ich 10 Jahre später in Rente ging, war das Institut umgebaut zu einem „Landesinstitut“ mit acht Hierarchie-Stufen (so nach dem Motto: wenige Indianer, viele Häuptlinge). Die Bürokratisierung hat enorm zugenommen, obwohl ja angeblich Bürokratie-Abbau ein besonderes Anliegen sogar der derzeitigen Bundeskanzlerin sein soll.

\*\*\*\*\*

Zum Glück bin ich persönlich nicht mehr betroffen – das Rentnerleben hat auch den einen oder anderen Vorteil. Zudem gibt es neben all dem Unglück und Elend in der Welt auch Erfreuliches. In unserer Familie sind wir fasziniert von den beiden Kleinkindern, Juli (4) und Ida (1). Die beiden halten uns alle zwar mächtig auf Trab, sie verblüffen uns aber auch beinahe täglich durch die Art ihres Kindseins. Heute z.B. war in unserer kleinen Welt ein großer Tag: Juli hat sich, von der Familie begleitet, im Sekretariat der staatlichen Kindergärten persönlich zum Kindergartenbesuch angemeldet. Seit der wenig erfreulichen Ergebnisse der PISA-Studie ist in der Schweiz inzwischen ein 2jähriger Kindergartenbesuch verpflichtend. Juli wird also ab August in den Kindergarten gehen. Er freut sich und ist ganz stolz darauf, vor allem aber gefällt ihm jetzt schon, dass er dort wieder mit seiner Freundin Hanna zusammen sein darf.

Eigentlich würde es lohnen, aufzuschreiben, was sich so alles ereignet, aber woher die Zeit nehmen? Der größte Irrtum, dem ich in den letzten zwei Jahren erlag, war die Meinung, als Rentner hätte man mehr Zeit. Denkste. Noch immer ist es so, dass ich „zu nichts komme“. Ich bin an vielem auf der Welt interessiert und stelle dauernd Fragen – nach Gott, der Ewigkeit, die Frage nach Anfang und Ende der Zeit, nach dem Grund des Lebens und nach dem Wesen des Menschen. Ich staune, wenn ich von der Physik erfahre, dass die Materie letztlich aus immateriellen Teilchen zusammengesetzt ist und wundere mich, wenn Albert Einstein ernstgemeint erklärt, „dass die moderne Physik auf Annahmen beruht, die irgendwie dem Lächeln einer Katze gleichen, die gar nicht da ist.“ Am meisten beschäftigt mich die Evolution – eingeschlossen die des Universums – und die Idee des Transhumanismus. Zwar sind mir die Texte von Ken Wilber zu esoterisch, doch ein Buch wie „Am Anfang war der Wasserstoff“ von Hoimar von Ditfurth kann mir schlaflose Nächte bereiten. Dass die Evolution nie an ein Ende kommt und einem entelechetischen „Werdegesezt“ folgend, wie es Goethe nannte, in eine Richtung tendiert, leuchtet mir ein. Mir gefällt, wenn der Philosoph Michael Ruse den stetigen Fortschritt der Evolution als von Gott gewählte Spielart der Schöpfung interpretiert und die Entwicklung des Lebens als eine Leiter, die zwangsläufig von der Mikrobe hinauf zum Menschen führt – und dermaleinst hoffentlich sogar über den Menschen hinaus. Ich bin fasziniert und begeistert von „Philolex“, der privaten Homepage von Peter Moeller ([www.p-moeller.de](http://www.p-moeller.de)), die mich beeindruckt hat, wie kaum etwas anderes im letzten Jahr.

Natürlich gestatte ich mir auch den Luxus, regelmäßig wundervolle Bücher zu lesen – und die gibt es. Ich kann hier keine Empfehlungen abgeben, der Platz reicht nicht. LeserInnen wissen es ja: Noch bis ins Mittelalter konnte ein Mensch während seines Lebens alle Texte lesen, die je erschienen waren. Heute dauert es 15 Jahre, wenn man bloß die Titel aller jemals publizierten Bücher lesen wollte. Und das betrifft nur die Bücher. Was ist mit der Musik, den Filmen und Theaterstücken, den bildenden Künsten usw.? Es gibt so viel Großartiges, dem zu begegnen sich lohnen würde, doch angesichts der inflationären Menge fällt mir schwer, Prioritäten zu setzen. „Ich komme zu nichts!“ – ihr versteht jetzt vermutlich, warum.

\*\*\*\*\*

Diesmal habe ich nichts von meiner früheren Schule in Hamburg berichtet – und nichts vom Kamuffel. Zur Schule halte ich noch immer Kontakt. Sie feierte am 17. Mai 2006 ihren 100. „Geburtstag“ und da war es für mich Ehrensache, mich unter die Gratulanten zu mischen. Es gibt hierzu eine schöne Festschrift, in der u.a. auch ein Beitrag von mir enthalten ist. Ich habe da einen Ausblick in die Zukunft gewagt, also formuliert, wie ich mir die Entwicklung der Schule für die nächsten Jahrzehnte vorstelle bzw. wünsche. Wer sich für diese Überlegungen interessiert, kann die Broschüre auf der Homepage der Schule einsehen oder von dort herunter laden: <http://www.hh.schule.de/relli/>

Vom Kamuffel habe ich lange Zeit selber nichts mehr gehört bzw. ich habe mich wenig mit ihm beschäftigt. In meinem Leben ist seit einem Jahr Gesundheit ein dominierendes Thema. Ich musste erfahren, dass „sich wohl fühlen“ und „gesund sein“ zwei verschiedene Dinge sind. Ich fühle mich sehr wohl, musste mir aber vom Arzt sagen lassen, dass ich nicht mehr gesund bin. Ich habe Herzprobleme, von denen ich zunächst nichts spürte, und bin seither ein „Multi-Pillenschlucker“, der mit „Nebenwirkungen“ leben muss. Meine Situation ist nicht dramatisch und eine akute Bedrohung besteht auch nicht, aber ich muss meine Lebensweise umstellen, was mir schwer fällt, weil ich nicht so viel Selbstdisziplin aufbringe, wie ich müsste. Die Angelegenheit machte mich recht nachdenklich und in dem Zusammenhang ist das Kamuffel etwas in den Hintergrund geraten, obwohl es wahrscheinlich einiges dazu zu sagen hätte. Aber vielleicht kann ich ja im nächsten Rundbrief mehr darüber berichten.

\*\*\*\*\*

Es war im Juni 1988, als die schweizerische Wochenzeitung „DIE WELTWOCHE“ eine Notiz publizierte, die mir damals sehr gefiel, die mir heute noch gefällt und die man eigentlich allen Politikern, Ministerialen, Schulräten und Eltern zur Kenntnis bringen sollte:

Nicht einfach, eine Klasse zum Fliegen zu bringen

Wahrscheinlich gibt es nicht viele Berufe, an die die Gesellschaft so widersprüchliche Anforderungen stellt: gerecht soll er sein, der Lehrer, und zugleich menschlich und nachsichtig, straff soll er führen, doch taktvoll auf jedes Kind eingehen, Begabungen wecken, pädagogische Defizite ausgleichen, Suchtprophylaxe und Aids-Aufklärung betreiben, auf jeden Fall den Lehrplan einhalten, wobei hochbegabte Schüler gleichermaßen zu berücksichtigen sind wie begriffsstutzige. Mit einem Wort: Der Lehrer hat die Aufgabe, eine Wandergruppe mit Spitzensportlern und Behinderten bei Nebel durch unwegsames Gelände in nordsüdlicher Richtung zu führen, und zwar so, dass alle bei bester Laune und möglichst gleichzeitig an drei verschiedenen Zielorten ankommen.

Mit den besten Wünschen für einen schönen Frühling

Jürgen Reichen

\* \* \* \* \*

Brief 15

Jürgen Reichen  
Kernmattstr. 27  
CH-4102 Binningen/Schweiz  
FON 00 41 61 422 04 37 / FAX 00 41 61 422 04 38 / Mail: j.reichen@t-online.de

Basel/Binningen im April 2008

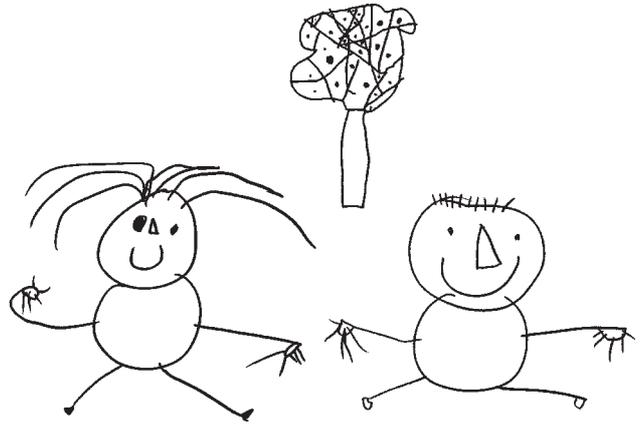
### **Wer aufgibt, kann nicht gewinnen!**

Liebe Kolleginnen und Kollegen,  
zuerst das – jedenfalls für mich – Wichtigste: Persönlich fühle ich mich pudelwohl, trotz Herzproblemen (Angina pectoris), trotz Durchschlafstörungen und anderen Beschwerden, die halt zu meinem Alter dazu gehören. Ich genieße den Ruhestand, der mir Zeit gewährt, über die ich größtenteils selber bestimmen kann. Dadurch habe ich – im Unterschied zum „arbeitenden Teil der Bevölkerung“ – keinen Stress mehr, der mich antreibt. Natürlich habe ich trotzdem noch einige Verpflichtungen. So muss bzw. darf ich z.B. jeden Dienstagnachmittag meinen Enkel Juli zum Schwimmunterricht bringen. Wir radeln da mit dem Fahrrad durch die halbe Stadt, Juli im Kindersitz hinten auf dem Gepäckträger. Bei Sonnenschein ist das ein richtiges Vergnügen, bei Regenwetter natürlich nicht. Das Schwimmen findet im geheizten Becken eines Seniorenheims statt und Juli freut sich immer sehr darauf. Er ist eine kleine Wasserratte, also nicht wasserscheu und taucht wie ein Delfin. Ihm gefällt das ungemein, nicht zuletzt auch deshalb, weil wir auf dem Rückweg beim Bahnhofskiosk anhalten und er dort ein Heftchen kaufen darf und eine Süßigkeit – und dann alles nochmals auch für seine kleinere Schwester Ida – „denn das wäre sonst ungerecht!“, wie er mich belehrte.

Dass es mir gut geht, sieht man im Portrait, das der 4½-Jährige für mich zum Geburtstag malte:

Ich ließ das Original rahmen und nun hängt es prominent bei uns in der Treppenhaus-Galerie.

Beide Enkelkinder machen uns sehr viel Freude, auch wenn sie die ganze Familie ganz schön auf Trab halten. Beide sind – das darf ich ohne Überheblichkeit feststellen – ziemlich klug, vor allem im Rechnen. Die 2-jährige Ida z.B. zählt jetzt schon auf 10 und Juli ist mit seinen 5 Jahren weiter als mancher Schulanfänger bei Katja und Andi in deren 1. Klasse. Meine Frau hat ihn in der Einschätzung seiner Rechenkünste bestätigt und erzählte ihm bei der Gelegenheit, dass es eben Leute gibt, die ganz toll rechnen können und dass einer der größten dieser Art vor Jahrhunderten sogar hier bei uns in Basel lebte: „Er hieß Euler.“ Und daraufhin meinte Juli dann: „Ich bin auch ein Euler.“



Ein „Robert“ ist er allerdings nicht. So kann er z.B. noch keine Schleife binden, auch wenn das im Kindergarten vermittelt wird. Juli will davon jedoch nichts wissen, obwohl er grundsätzlich an fast allem interessiert ist. So guckt er z.B. mit seiner Schwester Ida (und auch wegen ihr, denn er bevorzugt die „Sendung mit der Maus“) jeden Morgen vor dem Kindergarten auf dem Kinderkanal die „Sendung mit dem Elefant“ – und da war kürzlich das Thema „Robert kann eine Schleife binden“ im Programm. Als Katja ihren Sohn daraufhinwies, dass Robert die Schleife binden kann, da meinte Juli ganz einfach: „Mama, das ist die „Sendung mit dem Elefant“, nicht die „Sendung mit dem Juli.“

Natürlich ist auch bei uns nicht alles eitel Sonnenschein. Weil die Lebensuhr läuft und sich die Lebenserwartung mithin jeden Tag um 24 Stunden verringert, führt das bei mir immer wieder mal zum Problem der Prioritäten. Was soll ich eigentlich von meinen vielen angefangenen Projekten noch abschließen und was muss ich fragmentarisch lassen? Statt Zukunftsvisionen zu entwickeln, bin ich zuweilen nostalgisch und erfahre schmerzlich, wie unglaublich vorbei die Vergangenheit ist. Dabei erschrecke ich auch bei mir selber über eine beträchtliche „biografische Treulosigkeit“, d.h. die Erkenntnis, wie sehr Dinge und Menschen, die einst sehr wichtig waren, diese Bedeutung nicht mehr haben. Vor diesem Hintergrund haben gewisse Schulfragen, pädagogisch-didaktische Fragen, an Bedeutung verloren, obwohl ich nachwievor „aktiv“ bin. So wurde ich z.B. zum ersten Mal seit ich „Lesen durch Schreiben“ vertrete, von einer der großen Zeitschriften aus dem Grundschulbereich eingeladen, mein Konzept vorzustellen. Erstmals wurde ein Artikel von mir publiziert: *Lesen durch Schreiben - Lesenlernen ohne Leseunterricht*, gedruckt in der Zeitschrift „Grundschulunterricht Deutsch“, Heft 2/2008.

Mehr als früher beschäftige ich mich mit mir. Ich habe eine lange Reise unternommen, nicht nach Australien oder in die Südsee, sondern eine Reise zu mir selbst, zu jenem Ort im Innern, den selber niemand wählen kann. Es ist dies eine Reise, die kein Ende hat, weil am Ende doch nur der wartet, der man selber ist. Es war eine lange, teilweise beschwerliche Reise. Dabei bin ich so weit in mein Inneres vorgedrungen, bis ich glaubte, ich sei in meinem Zentrum angekommen, wo ich erkennen musste, dass ich mitnichten der „Held“ bin, als den ich mich früher in männlichen „Omnipotenzphantasien“ zuweilen sah. Man geht da durch endlose Gänge mit verspiegelten Wänden und kann sich selber nicht entkommen. Und ob

man will oder nicht, hat man unweigerlich auch einige sehr unangenehme, beschämende Begegnungen mit sich selbst.

Eine solche Reise ist eine Art «Selbstbefragung» und verändert den Umgang mit der eigenen Lebensgeschichte. Mit dem Älterwerden kommen wir ja alle unweigerlich an den Punkt, da man Bilanz zieht und sich der Frage stellt, was einen eigentlich zu dem gemacht hat, was man ist. War es Zufall? War es Fügung? Was hat uns geprägt? Was war der Sinn des Ganzen? Und was bleibt, wenn wir einmal nicht mehr sind? Wo hatten wir Schuld, wo zeigt sich Versagen, wo liegen aber auch Erfolge, dürfen wir stolz sein über Erreichtes? Allerdings – die Frage, woran wir wachsen, ist nicht beantwortet, jedes Leben, auch das von Jürgen Reichen, bleibt letztlich unergründlich. Eines kann ich jedoch festhalten: Das Jahr 2007 war für mich persönlich das aufregendste in meinem bisherigen Leben, ein Jahr mit Hochs und Tiefs, mit den höchsten Hochs, die ich kenne und den tiefsten Tiefs, die ich kenne und insgesamt das glücklichste Jahr meines Lebens.

Auch aus dem bisherigen Jahr 2008 gibt es Erfreuliches zu vermelden: Das Kamuffel ist zurückgekehrt. Ich weiß zwar nicht, wo es unterwegs war, mir genügt, dass es wieder da ist, wenngleich die Gründe, die es zu seiner Rückkehr bewogen, eher unerfreuliche sind. Die Schulsituation in Deutschland und in der Schweiz bereitet ihm Sorge. Wörtlich meinte es, so wie zur Zeit dürfe es nicht weitergehen – man müsse etwas unternehmen und es sei bereit, mir dabei behilflich zu sein. Es denke das schon lange, doch nun scheine die Situation brenzlich zu werden. Aufpassen sollte man, dass es nicht noch lichterloh zu brennen anfängt.

Es hat vor allem den ungebrochenen Trend zur Zweiklassengesellschaft im Blick, die Tatsache, dass Kinder, die aus Einwandererfamilien oder belasteten Milieus stammen, trotz aller Maßnahmen, welche die PISA-Studien in der Politik auslösten, nach wie vor kaum echte Chancen auf einen angemessenen Bildungsabschluss haben.

Unter dem globalen Regime der Gedankenlosigkeit, da die Zeitgeistschwaffer das Sagen haben und eine Schulkultur vorherrscht, in der die gute Note wichtiger ist als die gute Leistung, dient die Bildungspolitik zunehmend jenen Mächten, welche die Schule zum «Fitness-Center für die Arbeitseisel des Neoliberalismus» (JÜRGEN JEGGE) umbauen wollen. Die Schulen sollen zu Unternehmen werden, die an betriebswirtschaftlichen Kriterien orientiert sind und unter Effektivitäts- und Effizienzgesichtspunkten gesteuert werden.

Die entsprechenden Reformen – von oben her durch „Bildungsbeamte“ konzipiert, die sich von der Praxis und den Bedürfnissen der Basis weitgehend entfernt haben – helfen den Kindern aus bildungsfernen Milieus allerdings wenig. Der Kern der Schule, der Unterricht, die Auswahl und Ausbildung der LehrerInnen, die Lehrbücher und Lehrpläne blieben ja von den PISA-Debatten seltsam unberührt. Als im vergangenen Dezember die dritte PISA-Studie erschien, haben Politik und Öffentlichkeit die Leistungssteigerungen der deutschen Schüler gefeiert. Was im Jubel unterging: Die Schüler aus Migrantenfamilien stagnieren auf niedrigem Niveau.

Noch immer wird in Deutschland die teuerste Schulform, das Gymnasium, bevorzugt, während die Grundschulen wie eh und je unterdurchschnittlich finanziert sind, obwohl man doch nur in der Grundschule benachteiligte Kinder mit Erfolg fördern kann. „Zugespitzt formuliert heißt die bildungsökonomische Alternative: Leisten wir uns einen Leistungskurs in Latein mit sechs Schülern, oder bezahlen wir für das Geld Sprachförderung in der Brennpunktschule? Bisher ist die Lateinlobby stärker.“ (Vgl. im Artikel „Macht die Schule stark!“ von MARTIN SPIEWAK, erschienen in DIE ZEIT, 21.02.2008)

So kann es eigentlich nicht verwundern, dass wir uns einmal mehr mitten in einer Erziehungskrise befinden. Viele Kinder können sich kaum noch auf Lerninhalte konzentrieren. Es entstehen Lernlücken und Lernstörungen. Viele Kinder, zumal Jungs, sind in ihrem Sozialverhalten auffällig bzw. gewalttätig. 40% der 12-jährigen Kinder haben Kreislaufprobleme, 33% Haltungsprobleme, bei 50% liegt eine Muskelschwäche vor. Bis zu 25% der Schüler haben Probleme beim Lesen und Schreiben. Fast jeder fünfte Schüler in Deutschland kann nicht richtig sprechen, 33% der Kinder sind nachmittags alleine zu Hause, bis zu 30% leiden an Beschwerden, über die auch Manager klagen könnten: Schlafstörungen, Kopf und Magenschmerzen, sowie Konzentrationsschwäche. 35% sind in ihrem sozialen Verhalten stark auffällig und 15% zeigen Merkmale narzisstischer Selbstbezogenheit: Sie haben sich ihr eigenes Weltbild geschaffen und schotten sich ab gegenüber Anregungen von außen. 30.000 Kinder und Jugendliche unternehmen jedes Jahr einen Suizidversuch – und Tausend dieser Versuche enden tödlich!

In vielen Familien ist das elterliche Erziehungshandeln unzureichend – eine Realität, vor der wir die Augen nicht verschließen dürfen, zumal zwar viele der aufgezählten Phänomene milieubedingt sind, aber auch durch eine vielfach uneinsichtige Schule verstärkt werden; eine Schule, die allzuoft nicht *Lebensschule* sondern *Normschule* ist und entsprechend nichts mehr mit dem Leben der Kinder und ihren Gefühlen zu tun hat. Die Schule bleibt dann den Kindern kulturell und mentalitätsmäßig fremd, was dem Lernen keineswegs zuträglich ist.

Wir müssen daher etwas tun – wir (!!!), liebe Kolleginnen und Kollegen, und dürfen nicht auf die Politik oder die Behörden warten. Wir können auch etwas tun! Ich kenne persönlich viele engagierte Lehrerinnen, die vom Wunsch beseelt sind, eine gute Schule zu entwickeln bzw. zu verwirklichen und neben der Bereitschaft auch die Fähigkeiten hierzu haben. Schließlich wissen wir, was eine „gute“ Schule ausmacht. Dazu gehört zunächst, wie die KollegInnen unterrichten, dass sie teilweise neue Wege gehen, dass der Umgang mit Kindern und Elternschaft offen und respektvoll ist, dass ein gutes „Betriebsklima“ herrscht u.ä.m. Vor allem aber muss das Kollegium ein Team sein, dem es gelingt, gemeinsam mit einer entsprechenden Schulleitung pädagogisches und didaktisches Engagement zu leben, um so einen kinderfreundlichen und zugleich leistungsfördernden Unterricht zu verwirklichen.

An vielen Schulen, zumal an sozialen Brennpunkten, wird bereits Großartiges geleistet, wird eine überzeugende *Kompensationspädagogik* realisiert. Eine angemessene *Kompensationsdidaktik* hingegen, das schreibe ich hier auf die Gefahr hin, überheblich zu wirken, fehlt noch weitherum. Daher trage ich mich – besser: quäle ich mich – mit dem Gedanken, noch einmal ein Projekt anzugehen, das den Arbeitstitel „Entwicklung einer sozialpädagogisch orientierten Kompensationsdidaktik eigenständigen Lernens“ haben könnte. Da wäre ein außerordentlich hoher Anspruch angelegt. Ob eine entsprechende „Didaktik“ möglich würde, weiß ich natürlich nicht, zudem bin ich mir nicht sicher, ob ich mich einer solchen Herausforderung in meinem Alter noch stellen soll. Ich stand diesbezüglich schon einmal in Verhandlungen mit einer Brennpunkt-Schule in Darmstadt, habe dann aber, als es „ernst“ galt, den Rückzug angetreten. Die Sache hat sich bei mir zu einer echten Gewissensfrage entwickelt, die mich buchstäblich umtreibt. Ich bin zwar im „Ruhestand“ und hätte daher die Möglichkeit, mich ausschließlich meiner „Freizeit“ zu widmen, statt dessen frage ich mich „Darf ich das?“ oder „Muss ich noch etwas tun?“ und „Falls, ja, was?“

Habe ich für „Lesen durch Schreiben“ bzw. den Werkstattunterricht genug getan oder nicht? Was muss ich besser machen? Was kann ich besser machen? Du weißt es: Pädagogisch ist die Art und Weise entscheidend, wie man mit Kindern umgeht; ob man sie so betüttert, dass sie sich fürs Lernen als unfähig fühlen, oder ob man ihr Selbstbewusstsein stärkt, sie

aufbaut, ihnen mit Respekt und Zuwendung begegnet oder ob man ihnen dauernd tadelnd vor Augen hält, was sie alles falsch machen und nicht können. Dabei ist ein richtiger Umgang eigentlich ganz einfach, jedenfalls wenn man das Herz auf dem rechten Fleck hat. Und auch didaktisch ist die Sache nicht schwierig. Jenseits aller wissenschaftlicher Theorien findet doch der Schulunterricht im Prinzip stets nach dem gleichen Grundmuster statt: Die Kinder bekommen Aufgaben, Arbeitsaufträge und dadurch, dass sie diese Aufträge erledigen, diese Aufgaben lösen, vollzieht sich – vermeintlich – ihr Lernen. In diesem Zusammenhang hängt dann letztlich alles nur von der Art der Aufgaben ab. Daher habe ich mein ganzes Berufsleben lang versucht, für Kinder motivierende, interessante Aufgaben zu entwickeln, die wirkliches Lernpotenzial haben. In der Sache, so denke ich, ist mir das ein Stück weit gelungen. Deshalb entwickle ich auch weiterhin „Lernangebote“, arbeite an der Software „Elementares Können II und III“, gestalte neue Unterrichtswerkstätten und versuche mich an einer lesbaren, theoretisch stimmigen Darstellung meines Konzepts. Ich habe zudem eine ganze Reihe von Aufsätzen, Vortragsmanuskripten, Zeitschriftenartikeln, die über die Jahre hinweg entstanden und die überall verstreut irgendwo publiziert sind, für Studierende aber auch sonst Interessierte einigermaßen aufbereitet und im Downloadbereich vom Heinevetter-Verlag ([www.heinevetter-verlag.de](http://www.heinevetter-verlag.de)) bereitgestellt. Auf meine sehr ineffiziente Art bin ich also durchaus „fleißig“. Meine Familie meint sogar, ich dürfte ein wenig auf „Lorbeeren“ ausruhen. Doch da täuschen sie sich. Denn mir ist nicht gelungen (und will nach wie vor nur ansatzweise gelingen), mein Konzept, bzw. meine Lernangebote beim Großteil der Lehrerschaft zu verankern. Natürlich ist es oft ein mühseliges Unterfangen, LehrerInnen, die in der Tradition verhaftet sind, dazu zu bringen, Muster, die nicht genügen können, aufzubrechen. Meine Konzeption erscheint vielen eigenartig – dabei haben sie einfach nicht genügend Hintergrundwissen. Denn wenn jemand begriffen hat, worum es geht, ist es ja ganz einfach, diesen Weg zu gehen. Zwar findet man in den Schulen neben dem traditionellen Fibelunterricht immer mehr „modernere“ Formen wie *Fibel mit Anlauttabelle*, *das Vorgehen „nach REICHEN“* und schließlich auch noch *REICHEN pur*. Dabei enthält aber der Ausdruck *REICHEN pur* einen leicht diffamierenden Unterton, so als ob es sich dabei um eine Extrem-Variante handle, welche pädagogisch-didaktisch korrigiert werden müsste, „angereichert“ wie es BRÜGELMANN/BRINKMANN mal formulierten, gerade so, als ob REICHEN sein eigenes Konzept nicht verstünde. Nun – das könnte ja sein, denn herausragende Praxistauglichkeit war mir allemal wichtiger als theoretische Perfektion. Praxistauglichkeit aber – ich glaube, das darf ich durchaus festhalten – ist mir weitgehend gelungen, unsere Praxis „funktioniert“, sogar ausgezeichnet, sonst hätte die didaktische und kommerzielle Konkurrenz wohl nicht so Vieles aus dieser Praxis „übernommen“.

„Lesen durch Schreiben“ war stets mehr als ein Leselehrgang. Es ging – und geht nach wie vor – immer um mehr, als nur um Lesenkönnen. Für mich war – und ist – „Lesen durch Schreiben“ Bestandteil eines umfassenden Konzepts emanzipatorisch-orientierter Erziehung. Angestrebt wird ein Unterricht, der Kinder didaktisch nicht bedrängt, der ihnen ein Maximum an Selbstständigkeit und Selbstbestimmung gewährt und der trotzdem lernerfolgreich ist.

Als ich im letzten Rundbrief ankündigte, in Zukunft den Ausdruck „selbstgesteuert“ zu vermeiden und dem Lehrgangskommentar den Titel *Lesen durch Schreiben / Theorie und Praxis eines Schriftspracherwerbs auf der Grundlage genetisch-determinierten, impliziten und incidentellen Lernens* zu geben, hat mich eine Kollegin dringend gebeten, den Text aber trotzdem so verständlich abzufassen, dass sie ihn auch ohne ständige Mithilfe eines Lexikons verstehen könne. Diesem Wunsch wird entsprochen. Ich verzichte auf den ursprünglich vorgesehenen Untertitel und ersetze diesen durch *Lesenlernen ohne Leseunterricht*. Damit ist nämlich das eigentliche Programm von „Lesen durch Schreiben“ viel besser formuliert und zugleich auf das Spezifische am Konzept hingewiesen. *Lesenlernen ohne Leseunterricht*

hört sich natürlich befremdlich an und ist für viele – vielleicht die meisten – Kolleginnen und Kollegen irritierend. Es braucht beim ersten praktischen Durchgang mit „Lesen durch Schreiben“ einiges an Mut und Selbstvertrauen, um tatsächlich auf „Leseunterricht“ zu verzichten. Mir scheint das jedoch machbar, denn das Unterrichtsmaterial von „Lara und ihre Freunde“ bietet zusammen mit den zugehörigen Werkstattmaterialien ein didaktisches Arrangement, mit dem der Schriftspracherwerb erfolgreich unterstützt wird, und jeder Kollegin Sicherheit gewährt. Doch weil dieses Lernangebot eher Ungewohntes enthält, während das fehlt, was man früher allgemein erwartete, wie z.B. die Vermittlung von Buchstabenkenntnissen, bleibt die Irritation bestehen. Und so greift dann ein Großteil der Lehrerinnen, die zwar von der Idee „Lesen durch Schreiben“ irgendwie überzeugt sind, jedoch den Mut für *REICHEN pur* nicht haben, zu „Tinto“, „Zebra“, „Rechtschreibwerkstatt“, „Konfetti“ und andere Nachahmerprodukte. Das bedaure ich, denn in Abwandlung eines bekannten Werbeslogans möchte auch ich zu bedenken geben: Nur wo *REICHEN* draufsteht, ist auch *REICHEN* drin!

Ich muss meine vorherige Frage wiederholen: Habe ich für „Lesen durch Schreiben“ bzw. den Werkstattunterricht genug getan oder nicht? Was muss ich besser machen? Was kann ich besser machen? Ich stehe immer noch für Vorträge/Tagesseminare/Päd. Tage usw. zur Verfügung. Vor allem aber bieten wir nachwievor unsere Seminare in Weimar an. Wir haben das Seminarangebot mittlerweile überarbeitet und optimiert und führen im Herbst erstmals ein *Aufbau- und Vertiefungsseminar* durch. Die neue Form scheint Anklang zu finden. Jedenfalls bekomme ich erfreuliche Rückmeldungen, wie z.B. die nachstehende einer Teilnehmerin aus Österreich:

lieber jürgen,

ich wollte dir noch einmal rückmelden, dass das seminar in weimar wirklich ausgesprochen interessant war und ich sehr froh bin, es besucht zu haben. jetzt fällt es mir allein gedanklich schon leichter, den unterricht für meine kommende erste klasse in einer form zu planen, über die ich bisher schon in den ansätzen gestolpert bin. seminare über 5 tage, wo wirklich jeder tag spannend und interessant ist und man sich so viel mitnehmen kann, gibt es nicht oft (wenn überhaupt!).

liebe grüße aus salzburg, ...

In Weimar übrigens erwähne ich manchmal „Lebensweisheiten“, welche in unserer Familie gelten, z.B.: „Wir tun, was wir können und was wir nicht können, lassen wir.“ Ich weiß sehr wohl, denn das stand vor Jahren in meinem Horoskop, dass nicht ich es bin, „der für den Zustand des Universums verantwortlich ist“. Trotzdem liegt mir immer noch daran, dass Kinder emanzipatorisch orientiert aufwachsen dürfen, nicht didaktisch bedrängt werden und nicht einer Schule ausgesetzt sind, die als Teil der Bewusstseinsindustrie dem Verblöndungszusammenhang Vorschub leistet. Ich möchte, dass jedes Kind Erfolg hat, dass keines beschämt wird, weil jedes zählt. Und ich möchte, dass vor allem, dass solche unsäglichen pädagogische Glaubenssätze wie „Qualität kommt von Qual“ ein für alle Mal und endgültig geächtet werden.

Nur im Märchen gesteht einem eine gute Fee drei Wünsche zu. Ich möchte trotzdem drei Wünsche äußern:

Ich möchte erstens, dass wir vermehrt bedenken, was uns BARBARA SICHTERMANN (vgl. DIE ZEIT, Nr. 2 / 3. Januar 1992) in Erinnerung rief: „Die Kindheit ist eine Erfindung der Erwachsenen – reiner Vorwand, um den Nachwuchs zu schurigeln und kurzzuhalten. Gut, ein paar Dinge gibt's, die müssen gelernt sein, wie zum Beispiel Schleifbinden und Nüsseknacken. Aber das schnappt ein Gör im Vorbeigehen auf, im Vorbeigehen an den

Schaufenstern der Erwachsenen-Welt, hinter denen all das wartet, was den Kleinen verboten wird und was die Großen dürfen: Quatsch und Theater machen, Geheimnisse wissen und weitererzählen, aufbleiben bis zum Umfallen, alles für sich wollen, der Größte und die Schönste sein und pausenlos dazwischenreden, ohne auch nur ein einziges Mal zuzuhören. Jedes Kind will nur dies: groß sein und endlich leben. Alles andere ist kalter Kaffee."

Dann möchte ich zweitens, dass wir ERICH KÄSTNER folgen, der in seiner berühmten „Rede zum Schulbeginn“ den ABC-Schützen als wichtigste Empfehlung den Rat gab: „Lasst euch die Kindheit nicht austreiben!“ ... „Nur wer erwachsen wird und Kind bleibt, ist ein Mensch!“ Das scheint schwierig zu sein – warum eigentlich? Kinder verstehen uns Erwachsene, obwohl sie niemals erwachsen gewesen sind. Wir Erwachsene hingegen waren alle mal Kinder, aber häufig verstehen wir sie trotzdem nicht. Dabei könnten wir in Begleitung von Kindern und im Gewahrwerden ihrer kindlichen Eigenheiten lernen, uns selbst in unserem Innersten besser zu verstehen. Ich versuche dieses – in meinem Fall mit meinen Enkelkindern Ida und Juli.

Und schließlich wünschte ich mir drittens, Ihr würdet tun, was uns GÜNTHER EICH im nachstehenden Gedicht nahelegt:

Träume

„Nein, schlaft nicht, während die Ordner der Welt geschäftig sind!  
 Seid misstrauisch gegen ihre Macht,  
 die sie vorgeben für euch erwerben zu müssen!  
 Wacht darüber, dass eure Herzen nicht leer sind,  
 wenn mit der Leere eurer Herzen gerechnet wird!  
 Tut das Unnütze, singt die Lieder,  
 die man aus eurem Mund nicht erwartet!  
 Seid unbequem, seid Sand,  
 nicht das Öl ins Getriebe der Welt!

Herzliche Grüße Euch allen

*Jürgen Reichen*

\* \* \* \* \*

Brief 16

Jürgen Reichen  
 Kernmattstr. 27  
 CH-4102 Binningen/Schweiz  
 FON 00 41 61 422 04 37 / FAX 00 41 61 422 04 38 / Mail: j.reichen@t-online.de  
 Mail: j.reichen@t-online.de

Basel/Binningen im März 2009

**Es gibt mehr Leute, die kapitulieren, als solche, die scheitern.** (Henry Ford)

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

Im Sommer werde ich 70. Dieser Sachverhalt ist für mich persönlich schockierend und irgendwie unfassbar. Ich kann damit noch nicht umgehen, das muss ich ehrlich eingestehen. 70! Mein Großvater war mit 65 Jahren für mich ein alter Mann, ein Greis. So fühle ich mich aber keineswegs. Nun weiß ich zwar, dass das bei allen älteren Herren heutzutage wohl so ist. Sie unterschätzen ihr Alter und glauben sich jünger, als sie tatsächlich sind - weil man ja lediglich so alt sei, wie man sich fühle. Doch diese Behauptung stimmt nicht wirklich, das Leben lässt sich nicht betrügen. Vom Gefühl her bin ich 50 oder gar erst 40 und auch von den Plänen her, die ich noch habe, wäre ich erst etwa 50. Lege ich allerdings meine körperliche Leistungsfähigkeit zugrunde, dann ist da gar nichts mehr mit 50. Ich fühle mich zwar, wie ich schon im letzten Rundbrief schrieb, pudelwohl und es geht mir mental ausgesprochen gut, doch die Tatsache, dass mir irgendwie die Zeit davon läuft und dass sie eine unglaubliche Beschleunigung zeigt, lässt sich einfach nicht weg diskutieren. Ich versuche zwar immer wieder noch einiges zu arbeiten, aber da ich mich regelmäßig verzettle, bringe ich kaum etwas zu Ende.

Aus meinem Alltagsleben gibt es wenig zu berichten, das erwähnenswert wäre. Angesichts der unglaublichen Ereignisse, mit denen uns das Weltgeschehen im letzten Jahr konfrontierte - die Bankenkrise, die Wirtschaftskrise, der Gaza-Krieg, der Völkermord in Darfur und dergleichen Entsetzlichkeiten - ist unser persönliches Leben geradezu ereignislos. Wir führen ein kleinbürgerliches Leben, das sich stets in den gleichen Bahnen bewegt und seinen Wochenrhythmus am Sonntagabend mit dem „Tatort“ am Fernsehen beschließt. Lediglich eine größere Veränderung steht an: Wir ziehen wieder einmal um. Zwar nur ins Nachbarhaus, das ändert aber nichts daran, dass man allen Hausrat usw. einpacken, transportieren und am neuen Ort wieder auspacken muss. Meine Frau und ich räumen das Haus, das wir im Moment bewohnen und machen es frei für unsere Tochter und ihre Familie. Auf dem Nachbargrundstück wird zur Zeit ein Mehrfamilienhaus erstellt und hier werden wir eine kleine Wohnung beziehen. Das ist ein vernünftiger Vorgang, obwohl ich ehrlich gestehen muss, dass er für mich ein echtes Opfer darstellt. In einem früheren Rundbrief erwähnte ich, dass wir am Stadtrand von Basel ein über 100jähriges, kleines, nahezu baufälliges Haus von meinem Großvater geerbt haben. Dieses Haus ließen wir renovieren und dabei entstand etwas - jedenfalls in meinen Augen - ganz besonderes. Wir hatten das Glück ein renommiertes Architekturbüro für die Renovation zu gewinnen und da meine Frau, die als unsere Bauherrschaft die „Bauleitung“ führte, sich voll und ganz auf die Architekten verließ und nie mit irgendwelchen Eigenvorstellungen „dazwischenfunke“ entstand - in aller Bescheidenheit - etwas sehr Spezielles und Schönes. Ich muss geradezu an mich halten, dass ich nicht anfangen, ausführlich von diesem Haus zu schwärmen, ich liebe es und - das hört sich jetzt gewiss sehr befremdlich an - es gibt kaum etwas anderes in meinem Leben auf das ich ähnlich stolz wäre, wie auf dieses Haus - zu dessen Entstehung ich ja nicht einmal irgendetwas beitrug, außer, dass ich die Fachleute ihre Arbeit machen ließ. Es kann daher nicht verwundern, dass der anstehende Umzug mich sehr hart ankommt. Dabei

entsteht das Problem, dass die neue Wohnung sehr klein ist, und ich große Schwierigkeiten bekommen werde, mein Material, das ich unter dem Titel „Archiv“ angesammelt habe, unterzubringen. Ich muss mich von Vielem trennen. Das ist ein schmerzhafter Vorgang. Alle, die schon Ähnliches hinter sich haben, werden das bestätigen können.

Im Mittelpunkt unseres Familienlebens stehen die zwei Enkelkinder, die ich schon früher mehrfach erwähnte. Sie halten uns zwar permanent „auf Trab“, bereiten uns aber auch sehr, sehr viel Freude. Juli ist inzwischen sechs und besucht seit eineinhalb Jahren den Kindergarten. Mit Begeisterung geht er da jedoch nicht hin. Vor allem im ersten Jahr tat er es nur aus Pflichtbewusstsein - „man muss da halt durch“ erklärte er mir. Wir wissen nicht genau, was ihm missfällt. Natürlich waren die Konflikte und Streitereien, die es im ersten Jahr mit älteren Knaben gab, ein Problem. Er ist ein friedlicher Junge und nicht gewohnt, dass man ihn schlägt. Seit er jetzt selber bei den so genannten „Großen“ ist, geht es besser. Seine Kindergärtnerin war lange krank und während der Vertretung durch eine junge Kollegin gefiel ihm der Kindergarten. In diesen Monaten erzählte er zu Hause spontan vom Geschehen und da wollte er am Morgen stets der Erste sein. Inzwischen ist die reguläre Kindergärtnerin wieder zurück und Juli hat es am Morgen nicht mehr eilig. Er ist viel lieber zu Hause, wo er Möglichkeiten hat, seinen Interessen nachzugehen, auf seine Weise zu spielen und gemeinsam mit seiner Schwester Ida ein Leben zu führen, das ihm gefällt.

Im Fernsehen sah er kürzlich einen Film, in dem eine Fee vorkam, die im Stande war, den Menschen Wünsche zu erfüllen. Das hat ihn offenbar so sehr beeindruckt, dass er zu seiner Großmutter bemerkte, er habe auch einen ganz großen Wunsch. Als sie sich neugierig zeigte, diesen Wunsch zu erfahren, meinte er jedoch, das sei zwar ein Geheimnis, doch sie dürfe es kennen. Und daraufhin hat er ihr seinen Wunsch ins Ohr geflüstert: „Ich möchte immer frei sein!“ Oh ja!

Ida entwickelt sich unter dem Vorbild ihres Bruders besonders erfreulich. Sie ist für ihr Alter weit voraus, ist klug und sehr phantasiebegabt. Wenn sie groß ist, erklärt sie, wird sie Malerin - und in der Tat: Sie zeichnet und malt jetzt schon richtig souverän. Sie hat natürlich auch einige Schwächen. So ist sie z.B. außerordentlich unordentlich und bringt es fertig, in kürzester Zeit in jedem Raum ein Chaos anzurichten. Wir ermahnen sie zwar regelmäßig, aufzuräumen, helfen ihr auch dabei, doch klappt das nur beschränkt und wenn dann Katja mit ihr schimpft und fragt, wer hier diese Unordnung angerichtet hat, dann antwortet sie doch glatt: „Das war nicht ich, das war Handi“ und zeigt dabei ihre Hände. Kürzlich stieß sie irrtümlich das Töpfchen um, auf dem sie inzwischen Pippi macht, so dass die ganze Sosse sich über den Teppich ergoss. Als Katja daraufhin genervt reagierte, meinte Klein-Ida seelenruhig: „Das war nicht ich, das war Fußi“. Sie weiß bereits jetzt schon, wie der Hase läuft. Zwar kann sie noch nicht lesen und weiß daher nicht, was Zeitungen über die früheren „Masters of the Universe“ schreiben, die inzwischen zu „Bad Bankern“ mutierten. Aber sie begreift den Trick, mit dem sich diese Herrschaften aus der Verantwortung für das gewaltige, durch sie verursachte Debakel stehlen: „Das waren nicht sie, das war Pechi“.

Das letzte Jahr hatte sehr erfreuliche Momente, vor allem die Weimarseminare waren mir ein großer Erfolg. Wir haben das Programm verbindlicher gemacht, gestrafft und zugleich um Beiträge der Assistentinnen erweitert, was sich sehr bewährt hat. Höhepunkt war das Aufbau- und Vertiefungsseminar im Oktober, an dem wir mit KollegInnen zusammenkamen, die alle schon mit „Lesen durch Schreiben“ Erfahrung hatten. In diesem Seminar haben wir erstmals über einen Fragebogen eine Rückmeldung eingeholt und bekamen dabei sehr Erfreuliches zu hören. Insgesamt waren alle ziemlich zufrieden - und was besonders bemerkenswert ist: Es war eine ganz, ganz tolle Atmosphäre! Die Seminare werden daher in diesem Jahr wieder angeboten und ich hoffe, dass du sie bei deinen KollegInnen empfiehlst.

Neben Weimar durfte ich auch einige Tagesseminare moderieren, die aus meiner Sicht ebenfalls recht erfolgreich waren. Ich denke sehr gerne an alle diese Veranstaltungen zurück, vor allem weil sie immer auch von jungen KollegInnen besucht werden. Das freut einen „alten Mann“. Es braucht junge Leute, die sich mit meinen Überlegungen beschäftigen und „Lesen durch Schreiben“ weiterführen, nachdem diejenigen, die in den letzten Jahrzehnten mit mir zu Gunsten von „Lesen durch Schreiben“ unterwegs waren, inzwischen fast alle im Ruhestand sind.

Die Welt begeht ja dieses Jahr das „Darwin-Jahr“. Vor 200 Jahren wurde Darwin geboren, vor 150 Jahren erschien das zentrale Werk zur Entstehung der Arten. Mit Darwin ist die Idee der Evolution definitiv in die Welt gekommen und wird sie nicht mehr verlassen.

Vor dieser Leistung sehen namhafte Wissenschaftler in Darwin den größten Naturforscher aller Zeiten, gibt es doch keine andere wissenschaftliche Erkenntnis, die unser Weltbild so stark und so nachdrücklich verändert hat wie die Evolutionstheorie. Sie lieferte uns ein neues Verständnis des Lebens und des Universums. Natürlich sind wir inzwischen mit unserem Wissen weiter als Darwin. So kennen wir z.B. einiges, wenngleich noch längst nicht genug, über genetische Bedingungen evolutionärer Prozesse und wir diskutieren darüber, ob auch eine kulturelle Evolution stattfindet, d. h. ob bewusste menschliche Eingriffe in die Entwicklung die Evolution mitsteuern. Ich persönlich kann das insgesamt nicht übersehen, aber ich finde es unglaublich faszinierend.

Schon in früheren Rundbriefen schrieb ich, dass mich die Evolution - eingeschlossen die des Universums - stark beschäftigt. In meinem persönlichen Nachdenken über die Welt und das Leben ist die Idee der Evolution der eigentlich entscheidende Gedanke. Viele Menschen sind in ihrem Alltag verstrickt, jagen dem Geld nach oder einer vermeintlichen Karriere, andere suchen ausschließlich den Spaß; wieder andere leben aus dem Reichtum der Kunst oder finden im religiösen Glauben ihren Lebensmittelpunkt und schließlich gibt es jene, die im weitesten Sinne als „Philosophen“ bezeichnet werden dürfen. Unbescheiden wie ich bin, möchte ich mich den Letzteren zuordnen, denn ich versuche redlich über die Welt und das Leben mit all seinen Geheimnissen nachzudenken - und dabei ist die Idee der Evolution der Angelpunkt. Eine Freundin, die mich gut kennt und mit der ich schon über evolutionäre Fragen diskutierte, nannte mich kürzlich einen Evolutionsoptimisten. Das bin ich tatsächlich. Ich glaube an die Möglichkeit eines evolutionären Fortschritts und gehöre zu denen, die in der Evolution einen Sinn sehen.

Seit etwa 100 Jahren erkennen wir uns als Produkte einer Naturgeschichte, die mit dem Urknall begann und mit uns nicht endet. Unsere Welt ist nämlich nicht Sinn und Zweck des Universums bzw. der Geschichte der letzten 13 Mrd. Jahre. Die Entwicklung geht weiter, auch wenn wir die abschließende Richtung nicht kennen. Was uns die bisherige Evolution zeigt, ist lediglich die Tendenz der Materie, sich zu immer komplexeren Systemen zu organisieren. Diese Tendenz wird sich fortsetzen und d.h., dass auch der Mensch sich weiter entwickeln wird.

Niemand wird behaupten, dass die Menschheit bereits am Ende ihres Erkenntnisweges angelangt sei. Wir wissen zwar viel, ungleich mehr als unsere Vorfahren, aber bei weitem nicht alles. Vor allem wesentliche Grundfragen wie: Warum gibt es überhaupt etwas, warum ist nicht nichts? Wie ist das Verhältnis von Bewußtsein und Materie? Gibt es eine geistige Ursache der Welt? Was ist der Sinn des Lebens? Was passiert mit unserem Bewußtsein nach unserem Tod? usw. sind nach wie vor offen und werden es wohl für immer bleiben. Es sind Fragen, in deren Beantwortung wir nicht weiter sind als die Philosophen und Priester der Antike.

Wir sind also noch lange nicht am Ende des Wissens angelangt. Gewiss ist uns lediglich, dass der naive Realismus, das heißt das Fürwahrhalten des alltäglich unmittelbar Erlebbaren, er-

kenntnistheoretisch nicht zu halten ist. Wer einen Hund hat, weiß, wie intelligent diese Tiere sind und wie viel sie von der Welt verstehen und von uns. Doch was ein Buch ist, wird der Hund nie begreifen. Alles in Büchern und anderen Medien gespeicherte menschliche Wissen ist den Tieren unzugänglich. Sie haben keinen blassen Schimmer von ihrer Existenz. Analoges könnte auch für uns gelten. So wie frühere Generationen nichts von Radiowellen oder Röntgenstrahlen wussten, ist es sehr wahrscheinlich - bzw.: sicher -, daß spätere Generationen von manchem wissen werden, wovon wir heute noch keine Ahnung haben.

Wenn die Menschen der Zukunft auf unsere Zeit zurückblicken, dann werden wir ihnen ähnlich vorkommen, wie uns im Rückblick die Menschen der Steinzeit vorkommen. Daher hat HOIMAR VON DITFURTH sicher recht mit der Feststellung: „Wir sind die Neanderthaler der Zukunft“. Und unsere Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, dass die Zukunft stattfinden kann. Denn seit die Menschheit zum Bewußtsein erwachte, sind wir in zunehmendem Maße für den Ablauf der Dinge in dem uns zugänglichen Teil der Welt ursächlich mitverantwortlich. Nachdem wir an der Evolution sehen können, dass die Schöpfung nicht fertig ist, sondern sich lebendig weiterentwickelt, ergibt sich für uns eine Verpflichtung. Da der Mensch durch seine Kultur und Technik Einfluss nimmt, müssen wir uns stets fragen, ob wir zur Vollendung der Welt beitragen oder dieser im Wege stehen. Mit anderen Worten: wir müssen dafür sorgen, dass sich der Mensch veredelt - wozu es neben wissenschaftlicher, technischer und insbesondere politischer Fortschritte ganz gewiss auch einer entsprechenden Erziehung bedarf. Und an dieser Stelle können wir, du und ich, mit „Lesen durch Schreiben“ (und dem, was hier dazu gehört) einen Beitrag leisten. Natürlich ist das nur ein kleiner Beitrag, aber da sich der Fortschritt ohnehin nicht von heute auf morgen einstellt, sind fast alle menschlichen Beiträge „klein“ - die Evolution rechnet mit Jahrtausenden.

Wie die Zukunft aussehen wird, bleibt uns verschlossen. In der Vergangenheit, das wissen wir, dominierten über viele Jahre die Dinosaurier, in der Zukunft könnten es - ich glaube das ernsthaft - die Kamuffel sein. Das Kamuffel steht nämlich für ein Bildungsideal, das genug Substanz besitzt, um auch im kommenden Jahrhundert Stand zu halten. Ich kann das behaupten, weil ich, wie schon in früheren Rundbriefen angetönt, in den letzten Jahren etwas „Kamuffologie“ betrieben habe. „Kamuffologie“ ist eine wenig bekannte Wissenschaft, die sich mit dem Leben der Kamuffel beschäftigt und inzwischen über erste Erkenntnisse verfügt. Von daher weiß ich, dass mit den Kamuffels Spannendes möglich wäre - weit über das hinausgehend, was sich LehrerInnen im allgemeinen vorstellen können.

Zwar wissen wir über Kamuffel grundsätzlich nur das, was sie uns mitteilen, das Meiste über ihre Natur, ihr Wesen sowie ihre Kultur und Gesellschaftsordnung ist uns unbekannt. Doch wir wissen, dass sie von irgendwo jenseits des Andromedanebels her kommen und eine uns in jeder Hinsicht überlegene Spezies darstellen. Sie sind keine Aliens, sondern sind uns Menschen wohl gesonnen und mögen neben Pflanzen und Tieren insbesondere Kinder.

Die Gestalt, in der wir sie kennen, entspricht nicht ihrem wirklichen Aussehen, diese Gestalt haben sie lediglich für uns angenommen. Wie sie in Wirklichkeit aussehen ist nicht bekannt. Dabei darf man nicht glauben, dass sie Gestaltwandler seien, d.h. nach Belieben ihre Körper verändern können. Was uns begegnet ist ein „tastbares Hologramm“. Wie dieses Hologramm erzeugt wird, weiß niemand. Denkbar wäre auch, dass es sich um eine Halluzination handelt, die sie in uns erzeugen können, wobei auch hier nicht bekannt ist, wie sie das bewerkstelligen. Warum sie ihre wahre Gestalt vor uns verbergen, weiß ich ebenfalls nicht, ich könnte mir aber ausmalen, dass wir uns fürchteten oder uns absolut minderwertig, medioker vorkommen würden, wenn wir sie in ihrer ganzen ursprünglichen Pracht und Herrlichkeit wahrnehmen könnten, während sie in der uns geläufigen „Meerschweinchen“-Gestalt nicht bedrohlich sind.

Verglichen mit uns Menschen stellen sie eine evolutionäre Höherentwicklung dar und haben einen anderen Lebenszyklus als die Lebewesen auf der Erde. Sie durchlaufen in ihrem Leben vier Phasen: Ei-Ling, Jung-Ling, Groß-Ling und Weise-Ling. Dabei prägen die Phasen der Erwachsenen zugleich drei Geschlechter, welche sich durch je andere, typische Prioritätsprofile in ihren Persönlichkeitsmerkmalen und Erlebnisweisen unterscheiden (wobei wir aber auch in diesem Fall nichts Näheres wissen). Im Rahmen bestimmter, freiwilliger Rituale können sie sogar die Individualitätsgrenzen durchbrechen und zu einem gemeinsamen Wir-Bewusstsein vorstoßen.

Anders als Menschen werden Kamuffel nicht geboren, sondern entschlüpfen einer Art von Ei. Ähnlich wie bei uns Menschen ist aber auch der Kamuffel-Eiling eine „physiologische Frühgeburt“. Bekanntlich wird der Mensch - vergleicht man ihn mit anderen Säugetieren - etwa ein Jahr zu früh geboren. Er ist zum Zeitpunkt seiner Geburt derart unentwickelt, dass viele Entwicklungsprozesse nicht mehr im Schonraum des Mutterleibs verlaufen, sondern eingebettet in eine soziokulturelle Umgebung stattfinden. Dieses „extra-uterine Frühjahr“ (vgl. ADOLF PORTMANN) mit sozialer Betreuung gilt vielen Biologen/Anthropologen als Voraussetzung für kulturelles und geistiges Lernen. Da aber Kamuffel sogar zwei Jahre zu früh „aus dem Ei schlüpfen“ und in dieser Zeit noch intensiver betreut werden müssen als wir, hat das zur Folge, dass sie noch sensibler, sozialer, weltoffener etc. sind als die Menschen.

Entsprechend ihrer Dreigeschlechtlichkeit haben Kamuffel drei Eltern: einen Jung-Ling, Groß-Ling und Weise-Ling. Soll ein neues Kamuffel entstehen, dann zeugen ein Jung-Ling, ein Groß-Ling und ein Weise-Ling in einem biologisch-psychologischen Vereinigungsprozess, der mit großer Lust verbunden ist, im Jung-Ling einen neuen Ei-Ling.

Der Jung-Ling legt dann das Ei, der Groß-Ling brütet es in einer känguruhähnlichen Bauchfalte aus und der Weise-Ling „impft“ das Ei mit besonderer genetischer Charakterinformation. Er strukturiert die kommende Persönlichkeitsstruktur, indem er sieben bestimmte Persönlichkeitsmerkmale als hervorstechend bezeichnen kann. Welche sieben ist Bestandteil der Abmachung der drei Elternteile. Die sieben Merkmale sind nämlich nur teilweise frei wählbar, da sie sich in gewissen Fällen gegenseitig ausschließen. Es werden also „Begabungsprioritäten“ festgelegt.

Kamuffel sind Künstler, Literaten, Mathematiker, Gesellschafts- und Naturwissenschaftler, für sie ist künstlerische, geistige, wissenschaftliche, soziale oder staatsmännische Leistung wichtig. Sie kennen keine Kriege mehr, sie haben keine Umweltprobleme und keine geistige und materielle Armut, es gibt auch keine sozial ausgegrenzten Kamuffel, obwohl Alter und Krankheit immer noch vorkommen. Sie haben bereits erreicht, worum wir uns noch mühen müssen. Dabei ist ihnen dieses gelungen, weil sie anders mit ihren Kindern umgehen als wir, weil sie den Eigenwert des Kindlichen respektieren und auf „Neotenie“ setzen. D.h. sie versuchen, die Jugend möglichst lange auszudehnen und pflegen Merkmale früher Lebensstadien bis ins hohe Alter.

Zwar kennt auch unsere Kultur, die sich christlich nennt, das Jesu-Wort „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“ Doch dieser Hinweis gilt nichts bei uns. Während es eigentlich darum gehen müsste die Kindlichkeit vor dem zunehmenden Zwang zum möglichst frühen „Erwachsenwerden“ zu retten, reformieren wir die Schulen unter einem grassierenden Effizienz- und Leistungswahn in die Gegenrichtung.

Dabei sind doch die Tatsachen eindeutig: „Vergleicht nur einmal das Anwachsen der Intelligenz bei euren sieben- bis vierzehnjährigen Kindern mit dem von Kindern zwischen vierzehn und einundzwanzig. Seht ihr den dramatischen Rückgang in dem Augenblick, in dem die Reife

einsetzt? Viele Kinder bleiben mit sechzehn, manche sogar mit vierzehn Jahren ganz einfach stehen. Und selbst diejenigen, die sich weiter entwickeln, folgen dabei gewöhnlich jenen Bahnen, die schon im Alter von zehn oder zwölf Jahren festgelegt worden sind. Später kommt es bei den Menschen in der Regel nicht mehr zur Öffnung neuer Regionen des Geistes.“ (aus ASHLEY MONTAGU: Zum Kind reifen, Verlag Klett-Cotta Stuttgart 1984)

Wenn wir uns in unserer Welt umsehen, dann finden wir praktisch in allen Bereichen ein Missverhältnis zwischen Erkenntnissen/Einsichten und Praxis. Nur selten gelingt uns, Erkenntnisse praktisch umzusetzen. Die Politik ist häufig zu schwach oder muss zu sehr auf Einzelinteressen Rücksicht nehmen, als dass sie das als richtig bzw. vernünftig Erkannte realisieren könnte. Für den Schulbereich muss ich hier keine Beispiele anführen, du kennst solche selber zur Genüge. Diese Situation bedenkend ist es eigentlich nicht verwunderlich, dass „Lesen durch Schreiben“ nicht mehr verbreitet ist, manchmal scheint mir sogar, es grenze umgekehrt an ein Wunder, dass wir überhaupt so weit kamen. Wir führen schließlich einen „Kampf“ gegen wenig qualifizierte LehrerInnen und werden von der Wissenschaft nicht unterstützt.

Ein großer Teil der Lehrerschaft ist ungeeignet, unqualifiziert und nicht engagiert, das ist das ernüchternde Ergebnis einer Studie aus dem vergangenen Jahr. (vgl. UDO RAUIN: „Im Studium wenig engagiert - im Beruf schnell überfordert“, Universität Frankfurt/M. 2008) Ohnmächtig müssen wir hinnehmen, dass Kinder bei diesen LehrerInnen in die Schule müssen, ob sie wollen oder nicht. Die Öffentlichkeit, die allein hier Abhilfe schaffen könnte, versagt, denn sie hat keine echten Kriterien zur Beurteilung einer guten Schule. Als gute Schulen werden diejenigen wahrgenommen, die von begabten, wohlherzogenen Mittelschichtkindern besucht werden, Kinder, die akzeptable Leistungen erbringen, weil sie zu Hause entsprechend gefördert und umsorgt werden. Deren Leistungen werden dann unverdienterweise der Schule zugerechnet. Dabei lernen Kinder in der Schule häufig gar nichts, die Schule bestätigt lediglich von Amtes wegen, was die Kinder zu Hause lernten. Würde hingegen gefragt, wie weit es der Lehrerschaft und dem Unterricht in einer Schule gelingt, das in den Kindern angelegte Potenzial und ihr milieuabhängiges Vorwissen, ihre Vorkompetenzen aufzugreifen, zu steigern und umzusetzen, dann entstünde ein ganz anderes Bild. Dann würde sichtbar, dass viele Brennpunktschulen, wo Kollegien sich unter sehr sehr schwierigen Bedingungen für Kinder einsetzen - oft mit einem Engagement bis an die Grenze des Erträglichen - die eigentlich guten Schulen sind.

Dass wir auch nicht auf die Wissenschaft zählen können wurde ebenfalls schon festgestellt. Im Rundbrief 2007 erwähnte ich einen Artikel aus „DIE ZEIT“ vom 10.03.2005 wo der Zustand der deutschen Erziehungswissenschaften als „beklagenswert“ bezeichnet wurde. Die Erziehungswissenschaft könne nur bedingt als wissenschaftlich gelten, im internationalen Vergleich sei sie „durch und durch provinziell“ und der Disziplin „fehle es an Qualitätsstandards“. Das ist verständlich, denn ängstliches Karrieredenken, beflissenes Mitschwimmen im Strom des akademisch Gebotenen, wie es der Betrieb nahelegt, verträgt sich nicht mit intellektueller Kühnheit. Wer arriviert ist, will ein ruhiges Leben ohne Wettbewerb. Er prämiert, was er kennt, fördert, wer ihm nicht gefährlich werden kann. Talente haben es schwer, Aufsteiger stören.

Es wundert daher nicht, wenn die Wissenschaft opportunistisch ist. Natürlich sollen sich Wissenschaftler differenziert äußern und abwägend urteilen, also vorsichtig, häufig scheinen sie mir aber auch kompromisslerisch oder gar feige. So stört mich z.B. sehr wohl, dass Wissenschaftler zwar richtige Erkenntnisse haben, dann aber nicht die unterrichtspraktischen Konsequenzen daraus ziehen oder diese Erkenntnisse derart verklausuliert zur Darstellung bringen, dass man gar nicht merkt, um was es eigentlich geht. Vor allem im Bereich Rechtschreibung, den die Gegner von „Lesen durch Schreiben“ stets gegen uns ins Feld führen, weil wir angeb-

lich zu wenig „üben“, ist der Forschung sehr wohl bekannt, dass das Üben nichts bringt. So konnte man z. B. bereits 1991 in der Grundschulzeitschrift, (Heft 46/1991) in einem Artikel von BALHORN/MAY über eine Rechtschreibuntersuchung in vier deutschen Großstädten lesen: „Ein spezielles Ergebnis unserer Untersuchung soll hier noch einmal in den Blick gerückt werden, weil es Schriftspracherwerb so nachdrücklich als einen autonomen, intuitiven, eigenaktiven Regelbildungsprozeß erläutert: Die Analysen der Schreibungen der Kinder in den vier Städten, die unter sehr unterschiedlichen Lehr- Lernbedingungen entstanden sind, zeigen parallele Entwicklungen. Die Kinder, obwohl sehr unterschiedlich unterrichtet, gehen einen weitgehend gleichen, wenngleich zeitlich sehr versetzten Weg in die Schrift. Unsere rund 1400 Kinder zeigen dieselbe Stufung, dieselbe Reihenfolge, in der sie sich die Teilkomplexe der Orthografie aneignen. Dies zeigt, wie lose Lehre mit Lernen verbunden ist, daß Lernen eben nicht das Komplement von Lehre ist, sondern daß Kinder in einem relativ autonomen Prozeß sich Wissen und Können für sich konstituieren.“

Auch aus der sog. „Scholastik-Studie“ ergibt sich, dass die Rechtschreibung unterrichtlich kaum zu beeinflussen ist. Im Artikel „Die Entwicklung von Kompetenzunterschieden“ (vgl. in „Grundschule“, Heft 6/2000,) wird das von den Autoren SCHNEIDER/STERN allerdings nur sehr verklausuliert formuliert, wenn sie schreiben: „Als wesentliches Ergebnis lässt sich festhalten, dass zwar bereits zu Beginn der Grundschulzeit ein Teil der Leistungsunterschiede festgelegt ist, jedoch nur für den Schriftspracherwerb die Stabilitäten gegen Ende der Grundschulzeit so hoch sind, dass Veränderungen nur noch bei massiven externen Einflüssen erwartet werden können.“ Das heißt „auf deutsch“: Bereits zu Beginn der Grundschulzeit bestehen zwischen den Kindern Leistungsunterschiede. Im Bereich Schriftspracherwerb bleiben diese Unterschiede aber „stabil“. Veränderungen - lies: Verbesserungen - könnten nur noch bei massiven externen Einflüssen erwartet werden. Fazit: In der Studie wurden Kinder über vier Jahre hinweg untersucht. In dieser Zeit wurden sie schulisch unterrichtet, in der Rechtschreibung aber offenbar weitgehend erfolglos, denn die Leistungsunterschiede blieben „stabil“. Wie das im einzelnen zu erklären wäre steht ausführlich in „Hannah hat Kino im Kopf“ ab S. 114ff

Wie man in meinen bisherigen Rundbriefen unschwer feststellen kann, lasse ich immer wieder eine gewisse Enttäuschung darüber erkennen, dass „Lesen durch Schreiben“ vom Main-Stream der Wissenschaft bzw. Pädagogik nicht wahrgenommen und vor allem nicht seriös diskutiert wird. Man geht auf meine Begründungen nicht ein. Ich bedaure das selbstverständlich, auch wenn ich es ein Stück weit nachvollziehen kann. Schließlich sind meine Überlegungen nicht sprachdidaktisch orientiert, was natürlich auf Unverständnis der Sprachdidaktik stoßen muss. Umgekehrt gehe ich auf die theoretischen Einwände der Sprachdidaktik ja auch nicht ein, da mir die Einwände, die ich kenne, für unsere Praxis ohne Bedeutung scheinen. Ich bin - womöglich überheblich - der Auffassung, dass die Sprachdidaktik ohnehin nicht zuständig ist. Die Sprachdidaktik missachtet das sog. „Psycho-Logik-Problem“, d.h. sie orientiert sich zu sehr an der Logik des Gegenstandes Sprache und zuwenig an der Psychologie des lernenden Kindes. Dabei geht es doch vereinfacht gesagt, beim Lesenlernen um einen Lernprozess, das aber heißt: es muss die Lerntheorie sich der Sache annehmen.

Es ist hier in diesem Brief nicht der Ort, dieses Problem ausführlich zu bearbeiten. Nur soviel sei angemerkt: Lesen ist nicht das Entziffern (Dekodieren) einzelner Laut-Buchstaben-Verbindungen, sondern ein Vorgang der Sinnentnahme. Beim Lesen und Schreiben handelt es sich demgemäß auch nicht um eine Technik, sondern um eine geistige, besonders sprachliche Leistung, ähnlich dem Sprechen und Zuhören. Wie euch bekannt ist, wird der Schriftspracherwerb bei „Lesen durch Schreiben“ in Analogie zum Spracherwerb gesehen - als ein natürlicher Prozess, der von allen Kindern durchlaufen wird, wenn sie eine anregende Umwelt haben - und zwar ohne, dass sie in diesem Prozess von „didaktisch geschultem Fachpersonal“ unter-

stützt, angeleitet und begleitet werden. Kenntnisse von Buchstaben-Laut-Beziehungen und die Phonemanalyse und -synthese müssen nicht explizit erworben werden - Kinder lernen sie implizit, bzw. incidentell also „nebenbei“.

Kritiker bestreiten allerdings, dass Sprach- und Schriftspracherwerb analoge Prozesse sind: So schreibt etwa Prof. VALTIN in einem Papier für ihre StudentInnen: „Während Sprache *biologisch* fundiert ist und - hinreichende Intelligenz vorausgesetzt - von allen Personen gelernt wird, handelt es sich beim Schriftspracherwerb um eine *kulturelle* Leistung, die zumindest ansatzweise Unterrichtung erfordert. Während die Sprecher automatisiert Laute, Wörter und Sätze produzieren können, müssen die Schriftsprachbenutzer erst einmal kognitiv den Kode, mit dem die gesprochene in die geschriebene Sprache umgesetzt wird, begreifen.“

Ich kann hier nicht ausführlich dagegenhalten, stelle nur fest: Wir müssen genauer sein. So, wie häufig „lesen“ und „laut vorlesen“ ununterschieden verwendet werden, ist auch eine unreflektierte Gleichsetzung von „Sprache“ und „Sprechsprache“ verbreitet. Wir müssen aber unterscheiden - zwischen Begriffssprache, Sprechsprache und Schriftsprache. Sprache an sich ist die Begriffssprache, d.h. es sind die Begriffe unseres Weltverstehens, das Wissen etwa, was eine Zitrone ist, wie sie aussieht, schmeckt usw. oder ein Bleistift, wozu er dient, wie man ihn anspricht usw. Begriffe, nicht Wörter (ob gesprochen oder geschrieben) sind die Grundlage von Sprache (und wenn dies als „biologisch fundiert“ angenommen wird, habe ich nichts dagegen). Begriffe sind aber etwas rein Geistiges, erst wenn sie z.B. akustisch ausgedrückt werden, werden sie physikalisch fassbar und können z.B. von einem Mikrophon aufgenommen werden. Gleichzeitig werden sie dann aber auch „kulturell“: Die hörbaren Lautgeräusche „Bleistift“, bzw. „crayon“ bzw. „pencil“ usw. sind kulturell definierte Varianten desselben zugrundeliegenden Begriffs.

Des Weiteren ist der Gedanke, wonach „die gesprochene in die geschriebene Sprache umgesetzt wird“ gefährlich, bzw. solches zu tun scheint mir falsch. Es ist hier wie beim Fremdsprachunterricht: Wer von einer Sprache in die andere übersetzt, lernt nicht optimal. Man muss sich gleichsam ausschließlich in der Fremdsprache „aufhalten“ und „bewegen“, wenn man sie optimal erlernen will. Für mich heißt das: Das Kind erwirbt Weltwissen als Begriff. Es weiß schon als Kleinkind, was ein Schnuller ist usw. Auf dieser begrifflichen Grundlage lernt es später den akustischen Ausdruck „Schnuller“ zu äußern bzw. hörend zu verstehen - und auf der gleichen begrifflichen Grundlage - und in vergleichbarer Weise - lernt es auch den Schriftzug „Schnuller“ zu schreiben bzw. zu lesen. Es muss das gelesene Wort nicht in ein sprechbares „übersetzen“, um anschließend zu verstehen, was begrifflich gemeint ist.

Doch leider wird das Lesenlernen nach wie vor ausschließlich als das Aneignen der Buchstaben-Laut-Entsprechung und das Einüben der Lautsynthese verstanden. „Noch immer gibt es viele LehrerInnen, die überzeugt davon sind, daß es zum Lesenlernen ausreicht, wenn ein (insbesondere schwachbegabtes) Kind mit viel Zeit und Anschauung schwerpunktmäßig die Buchstaben kennenlernt und die Synthese einübt. Es wird, zuweilen sogar ohne Bezug zu einer Wort- oder Textinformation, eine sog. Lesetechnik geübt, bei der die einzelnen Buchstaben mit mehreren Sinnen erfaßt werden sollen (Sehen, Essen, Ertasten, Riechen) und die Lautsynthese mit Bewegung gekoppelt wird (Lautgebärden, Synthespiele). Das hilft aber keineswegs beim Lesenlernen, im Gegenteil: Der Lernumfang wird immer größer und unübersichtlicher, ohne dass das Wichtigste beim Lesen berührt wird: die Informationsentnahme aus einem Schreibtext.“ (zitiert aus MAHLSTEDT in „Lernkiste Lesen und Schreiben“/Reihe BELTZpraxis)

Eigentlich sollte diese Überlegung einleuchten. So hatte sich bereits 1937 BOSCH ausführlich mit der Lautgebärdenmethode auseinandergesetzt und dargelegt, dass sie im normalen Falle

das Lesenlernen nicht fördert, sondern kontraproduktiv wirkt, weil „die mit dem Anklammern an diese Stütze (d.h. die Lautgebärde) sich ergebende Abrichtung auf den rein technischen Vorgang der Lautverschmelzung“ dem Lesen im höheren Sinne schadet.“

Bedenkt man, dass diese Überlegungen vor mehr als 70 Jahren angestellt wurden (also schon vor meiner Geburt), die Lautgebärden aber nach wie vor propagiert werden, dass dieser Unsinn sogar in Schulen betrieben wird, die den deutschen Schulpreis als beste deutsche Schule bekamen, dann muss man wirklich sehr viel Kraft aufbringen, um nicht zu resignieren. Da hilft nur die Einsicht, dass die Evolution mit Jahrmillionen rechnet!

In meinen Erinnerungen geistert ein Märchen herum, von dem ich nicht weiß, wer es schrieb und in welcher Sammlung es zu finden ist. Entsprechend kenne ich auch den Originalwortlaut nicht mehr. Aber sinngemäß kann ich es noch wiedergeben:

Am Ende der Welt erhebt sich ein Diamantberg, 1000 Meter hoch und 1000 Meter breit. Alle 1000 Jahre kommt ein kleines Vöglein hergeflogen und wetzt am Berg sein Schnäbelchen. Wenn der ganze Berg abgewetzt ist - dann ist die erste Sekunde der Ewigkeit vorbei. Es ist dies zwar nur ein Märchen, aber manchmal denke ich, ja, so ist es!

Im Rückblick zeigt sich jeweils, dass fast alle Prognosen letztlich unzutreffend sind. Das liegt wohl daran, dass Prognosen bestehende Trends fortsetzen, die Zukunft aber nicht bestehenden Trends folgt. Die Zukunft ist Evolution. Das heißt sie verändert sich in großen Sprüngen und vielen Überraschungen. Von daher kann ich nicht wissen, wie es mit „Lesen durch Schreiben“ weitergehen wird. Ich kann nur hoffen, dass ihr mich unterstützt, indem ihr Tagesseminare mit mir durchführt und euren KollegInnen wärmstens „Weimar“ empfiehlt.

Mit herzlichen Grüßen euer



\* \* \* \* \*